

Fisab-Land Wohinger Heimat

15. Jahrg

SEPTEMBER 1935

9. Heft

Aus alten Belchen-Fremdenbüchern

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden auf dem Belchen gleich eutig zwei Fremdenbücher geführt. Das eine lag in der Belchenhütte auf und datiert vom 18. Juni 1887, das andere befand sich im Gasthaus auf dem «Grossen Belchen», welches am 17. Juni 1888 eröffnet wurde und vom «Mülhauser Tageblatt» zur Feier dieses Tages ein Fremdenbuch geschenkt bekam mit der Widmung «den verehrten Klubmitgliedern und Touristen anlässlich der Klubhaus-einweihung. Dieses Buch umfasste 260 Seiten und war im Jahre 1891 bereits bis auf die letzte Seite mit Einträgen angefüllt. In diese Fremdenbücher haben sich in den Jahren 1888 bis 1890 durchschnittlich 2 000 Touristen eingetragen. Es sind Namen aus vieler Herren Ländern. Deutschland ist naturgemäss am zahlreichsten vertreten, aber auch die Schweiz, Holland (Rotterdam), Portugal (Lissabon), Siebenbürgen (Bistritz), Schweden (Gotenburg), England, Kurland, Livland sandten Touristen auf der Belchen, selbst aus Amerika (New York, St. Louis) kamen welche. Allerlei Leute waren darunter, alte und junge, korpulente und magere. So trug sich eine würdige Matrone von 65 Jahren ein, die sich nicht hat abhalten lassen, die mühsame Tour zu unternehmen, und eine Dame aus Metz erklärte, dass sie mit einem Körpergewicht von 210 Pfund den Belchen bestiegen habe.

Altmeister Goethe soll irgendwo die Behauptung aufgestellt haben, dass «unter des Himmels Angesicht man immer besser und freier dicht't». Wer aber diese Behauptung an den Versen, die sich in den Belchen-Fremdenbüchern finden, nachprüft, der muss gestehen, dass dieselbe wenigstens in ihrer zweiten Hälfte unbedingt zutrifft. «Frei» wurde hier oben gedichtet unter des Himmels Angesicht selbst an Wochentagen, Sonntags nur noch «freier», manchmal «sehr frei». Wir legen hier nur einige Proben vor, aber nur das Beste von all dem Gereimsel. Eine «dankbare Freundin

von Gottes herrlicher, freier Natur» lässt sich folgendermassen vernehmen :

Auf hoher Alp wohnt auch der liebe Gott!
Das hab' ich wohl gefühlt auf Bölchens Höhn.
Dem Herrn bring Dank wie für dein täglich Brot,
War dir's vergönnt, von hier die Welt zu seh'n.

Dagegen seufzen zwei andere, jedenfalls Neulinge im edlen Sport :

Vier Stund herauf zu kraxen !
Do thun oan weh die Haxen.
Wär i net aufi krochen,
Hätt' i koan müde Knochen !

und :

O Gott, wie ist's hier obe schön,
Der Teufel hol' des Auf' Gehn !
Der Wein ist gut hier ob' auf Ehr,
Wenn i nur scho wieder drunte wär !

Ihnen gesellt sich ein Vierter bei, der vor lauter Steinen das Gebirge nicht sah und resigniert und lakonisch klagt :

Kleene Steene, grosse Steene,
Müde Beene ! Aussicht keene !

Alle diese «Dichter» haben sich anscheinend auf's Flügelross geschwungen, gleich nachdem sie den mühsamen Aufstieg vollbracht hatten und infolge dessen gerade nicht in der besten Verfassung waren. Ganz anders malt sich aber auf dem Grossen Belchen die Welt, wenn man schon abends den Berg erstiegen, während der Nacht erquickenden Schlaf getan und dann an einem Maimorgen von dieser Höhe aus den Sonnenaufgang geniesst. Einer, den die Muse lächelnd angeblickt hat, als er geboren ward, gab dem Eindruck eines solchen Anblicks in schwungvollen Zeilen Ausdruck :

Ich sah der Sonne flammleuchtenden Blick
Die stolze Jungfrau begrüssen,
Sie loderte auf, gab Gluthen zurück,
Und Nebelgebilde zerfliessen !

Ach, wär ich die Sonne, ich lenkte den Strahl,
Den ersten, zum nordischen Lande
Und grüsste und küsste, Jungfräulein, zumal
Dich Blondkopf am baltischen Strande.

G. Ehmer aus Memel.

Es wäre undankbar, wollten wir das Lobgedicht
auf Negro, den Bernhardinerhund des Belchen,
der bei nebeligem Wetter und Schneewehen mit
seltener Ausdauer seinem menschenrettenden Be-
rufe nachging, und der neben dem Nebelhorn man-
chen verirrtten Wanderer wieder auf die richtige
Bahn gebracht haben mag, nicht der Vergessen-
heit entreissen :

An Negro

Hund Negro ist ein schwarzes Thier,
Es wohnt auf dem Belchen hier.
Viel Fremde mochten von hier geh'n,
Ohn' sich dies Thierchen anzuseh'n.
Uns Fünfe hat dagegen er
Zu vielem Dank verpflichtet sehr.
In dunkler Nacht, bei Wind und Kält',
Hat uns das Thierchen angebellt.
Wir hatten abseits dieses Hauses —
Verzicht schon leistend jedes Schmauses —
Uns hingesetzt, in Gott ergeben,
Die Nacht im Freien zu verleben.
Wir waren von oben bis unten so nass,
Das Biwakieren auf Ehre kein Spass.
Das liebe Thier hört unser Rufen. —
Sein Bellen führt uns an die Stufen
Des Belchenhauses — um 11 Uhr in der Nacht,
Wo herzlichen Dank wir ihm dargebracht,
Mit Butter, Wurst und Schwartenmagen
Haben diesen Dank wir abgetragen. —
Drum, Freunde, seht euch Negro an,
Der so viel Gutes hat gethan!
Eine Belchenbesteigung bei nächtlicher Zeit
Ohne Negro — keine Kleinigkeit!

Man würde fehlgreifen, wollte man annehmen,
dass nur so viele Touristen den Belchen erstiegen
haben, als im Fremdenbuch vermerkt sind. Nach
einer Versicherung des damaligen Belchenwirthes
Althoffer hat sich nur etwa der dritte Teil in die
Fremdenbücher eingetragen. Manche sind jährlich
mehrere Mal hinaufgestiegen oder doch im Laufe
der wenigen Jahre, wie es ein Distichon bezeugt :

Heute zum zwölften Male den Belchen bestiegen!
Kein Wunder,
Wenn man Phöbus' Apolls mutigen Falben sich
pumpt!

Man könnte sich darüber wundern, wie einer
dazu kommen mag, so oft denselben beschwerli-
chen Weg hinaufzuziehen. Aber wer einmal da
oben genächtigt und im Sommer den Sonnenauf-
gang bewundert hat, wem es einmal vergönnt ge-
war zu sehen, wie bei dem ersten Strahl der auf-
gehenden Sonne die ganze Alpenkette vom Säntis
bis zum Montblanc auflodert, oder wer an klaren
Spätherbst- oder Frühlingstagen, besonders kurz
vor Sonnenuntergang, die schneebedeckten Alpen
in ihrer ganzen Herrlichkeit gesehen, scheinbar so
nahe, als sähe man den kalten Abendwind über die
Firnen ziehen, den zieht es mit magischer Gewalt
immer wieder hinauf.

Wer Körper und Geist frisch und gesund, ge-
nussfreudig und genussfähig erhalten will, der
versäume nicht, in unsere schönen Berge zu eilen,
so oft er nur kann, um die erhabenen Wunder der
Gebirgsnatur auf sich wirken zu lassen. Er wird,
wenn er den Wanderstab wieder in die Ecke ge-
stellt hat, jedenfalls mit leichtem Herzen und fro-
hem Sinn zu den Geschäften des Alltagslebens zu-
rückkehren und wohl auch hie und da die Frem-
denbuchverse auf sich anwenden können :

Er schleppie auf den Berg herauf
Viel alte Sorg' und Qual,
Als wie ein Geisbub jodelnd fährt
Er fröhlich jetzt zu Tal.

Dr. S.



R. Küven

Aus Thann

Das bäuerliche Jahr

Von Raymond Buchert

Der Nordwind pfeift. Der Schnee weht weit
Auf Brunnentrog und Mauerkranz.
Der Kammer braune Dunkelheit
Erstrahlt im weissen Widerglanz.

Die Magd am groben Linnen flickt ;
Die Bäuerin zählt den Bestand.
Die Kastenuhr im Winkel tickt
Und tackt und stickt am Zeitgewand.

Der Bauer späht hinaus ins Feld :
Die Mieten liegen gut geschützt.
Wenn nur die Kälte sich noch hält,
Solange sie der Scholle nützt.

Im Boden wintert warm die Saat :
So mög sie gottbefohlen ruhn.
Bevor Mariä Lichtmess naht,
Bleibt manches noch im Haus zu tun.

Der Knecht besorgt den Stall verstimmt ;
Er wünscht sich Schnee und Kälte fort.
Der Bauer aber, er vernimmt
Auch noch im Schneefall Gottes Wort.

Noch weht des Winters weisses Tuch
Die Wege hin und feldentlang ;
Doch wittert schon der Knecht den Ruch
Vom ersten feuchten Ackergang.

Nun reinigt er das Baumgeäst,
Damit es atme frei und rein.
Den Dung aus breiten Fuhren lässt
Er in die falben Furchen ein.

Der Bauer wägt und ist bedacht ;
Er deutet jeden Wind, der kommt.
Erst Mathis bricht des Eises Macht, —
Er weiss, was jedem Tage frommt.

Der Kunkelstuben frohes Tun
Klingt Abend nun für Abend aus.
Die Spiele und die Spindel ruhn,
Die Nachbarbauern bleiben aus . . .

Früh gehn zur Ruhe Knecht und Magd ;
Dann schwebt die stille Nacht durchs Haus.
Nur oben auf dem Boden nagt
Am Gerstensack die Wandermaus.

*

Nun kann es eines Morgens sein :
Jäh fährt der Bauer aus dem Schlaf,
Da früh beim ersten Tagesschein
Sein Ohr ein fernes Rufen traf.

Die Erde ist erwacht und hebt
Und dehnt sich bis zu ihm herauf.
Er horcht : in seinem Herzen lebt
Die Stimme seiner Heimat auf.

Und wiederum fühlt er sich eins
Mit diesem Boden, den er liebt,
Der alle Kräfte seines Seins
Verzehrt und sie ihm wiedergibt.

So hält ihn seine Scholle fest. —
Sieh : auch die Schwalbe kam zurück
Und fand am Tor ihr altes Nest —
Und bringt dem Jahr das alte Glück.

Die Bäuerin lauscht in den Wind,
Der heimlich mit den Bäumen spricht.
Und draussen lacht das Hofgesind
Dem jungen Lenz ins Angesicht.

*

Der Ackerknecht prüft seine Kraft.
Er schreitet durch die Furchen hin
Und pflügt und sät und eggt und schafft
Mit fester Hand und klugem Sinn.

Zur Seite ihm in gleichem Schritt
Der Bauer waltet stark und jung.
Es schwingt das Herz der Erde mit
In ihrer Glieder schwerem Schwung.

Noch bangt es beiden um das Land ;
Denn gerne spielt dem Knospenreich
Der Wettergott mit kalter Hand
Vorm Markustage einen Streich.

Die Bäurin doch voll Zuversicht
Stellt die Geranien hinaus
Aufs grüne Fensterbrett ins Licht :
Es bleibt kein Fenster öd am Haus.

Der Hahn sitzt auf dem Gartenzaun
Und schmettert, was die Lunge hält, —
Und aus den Pfirsichbäumen schau
Die ersten Blüten in die Welt.

*

Nun ist der Boden angebaut,
Der Bauer ackert unentwegt.
Was er der Scholle anvertraut,
Weiss er in Gottes Hand gelegt.

Die Sonne führt schon hohes Spiel
Und treibt die Blüten aus dem Saft.
Der Bauer aber hält nicht viel
Von dieser prahlerischen Kraft.



V. Maulu

Bauernhaus in Lampertsloch

Die Nächte sind voll falscher List :
Solang nicht die Gewalt der drei
Eisheiligen gebrochen ist,
Lobt er nicht gern den Monat Mai.

Doch unaufhaltsam wächst das Jahr
Zum grünen fruchtgefüllten Ring.
Der Bauer mehrt der Knechte Schar,
Nimmt neue Mägde in Geding, —

Dass jeder Halm, der nun gedeiht,
Auch gut gehegt ist und gepflegt
Und selbst das kleinste Feldgebreit
Den Segen seiner Arbeit trägt.

*

Die Wärme dehnt die Tage weit
Und treibt sie steil Johanni zu.
Beim ersten Morgenstrahl schon schreit
Der Hahn den Hof aus seiner Ruh.

Die Tauben gurren auf dem Dach,
Und hungrig brüllt im Stall das Vieh.
Der Bauer ist als erster wach,
Ihn stärkt das reine Licht der Früh.

Das Haus ertönt, die Scheune klirrt —
Ein jeder kennt des Tages Ruf.

Die Pferde sind schon aufgeschirrt,
Und scharren freudig mit dem Huf.

Die Knechte mähen hrafftbeschwingt ;
Die Sense rauscht im feuchten Gras.
Der Mägde leichtes Lachen springt
Dazwischen hell wie klirrend Glas.

Und prüfend geht die Bäuerin
Im Gartenland von Beet zu Beet
Und spürt mit dankerfühltem Sinn,
Wie Gottes Atem sie umweht.

*

Und stetig ründet sich der Kreis,
Der Frucht an Frucht zur Reife drängt.
Die Birne wächst im Laubgehäus,
Der Pfirsich voll am Zweige hängt.

Der Tabak ist geköpft, gegeizt ;
Der Flachs gerauft, der Raps gesät.
Die Sonne, die den Hügel heizt,
Will, dass die Traube süß gerät.

Der Roggenacker ist gestürzt,
Gehäufelt das Kartoffelfeld
Die Abende, heuduftgewürzt,
Ziehn sommerselig durch die Welt.

Da nun des Tages Werk getan,
Sitzt auf der Hofbank das Gesind
Und stimmt die alten Weisen an,
Die seiner Väter Erbgut sind.

Noch lange zittert in der Luft
Der Sang, der in die Nacht entschwebt
Und in der Aecker herbem Duft
Als Heimatseele schwingt und lebt.

*

Des Bauern Glaube ist der Fleiss,
Er zog ihn mit den Bäumen gross.
Denn seiner harten Mühe Preis
Fiel ihm nie sorglos in den Schoss.

Nun ist die Erde fruchtgeschwellt
Und segenschwer, dass sie fast birst.
Die Scheune ist bereitgestellt
Vom Tennenboden bis zum First.

Auf breiten Wagen, hochverstaut,
Schwankt heim der gelben Garben Last.
Am Horizont ein Wetter braut,
Das alles Erdgeborne hasst.

Und plötzlich bricht das Wetter aus, —
Das Korn ist glücklich unter Dach, —
Der Hagel stürzt auf Hof und Haus
Mit Blitzgewalt und Donnerkrach.

Die Bäuerin steckt die Kerz in Brand
Und den geweihten Palmenzweig,
Damit der Herrgott sich dem Land
Auch noch im Sturme gnädig zeig.

*

Der Regen, der die Stoppeln wusch,
Schwebt noch als Dunst auf dem Geländ.
Die Knechte ruhen aus vom Drusch,
Doch ist die Ernte nicht zu End.

Noch manche Frucht und Beere harrt
Der Stunde, die sie reifen soll.
Auf den Kartoffelfeldern scharrt
Der Mägde Schar die Säcke voll.

Die Kübel und die Fässer sind
Aus ihrem Holzschlaf aufgewacht ;
Die Trott bekommt ein neu Gewind,
Und keine alte Bütte kracht.

Schon trägt der Wind vom Wingert her
Den Ruch ins Land vom neuen Wein.
Die Stöcke atmen beerenschwer
Der Sonne letztes Feuer ein.

Und Knecht und Magd sind wohlgemut
Der Erntearbeit zugetan ;
Denn leis schon klingt in ihrem Blut
Des Herbstes trunkner Jubel an.

*

Der Sommer, der das Jahr verliess,
Wirkt nach in seiner guten Kraft ;
Denn von den Rebenhängen süß
Quillt der gekochte Traubensaft.

Er strömt zum Bauernhof hinein
Und überflutet das Gebäu.
Er züngelt wie ein Flammenschein
Und leckt an Korn und Frucht und Heu.

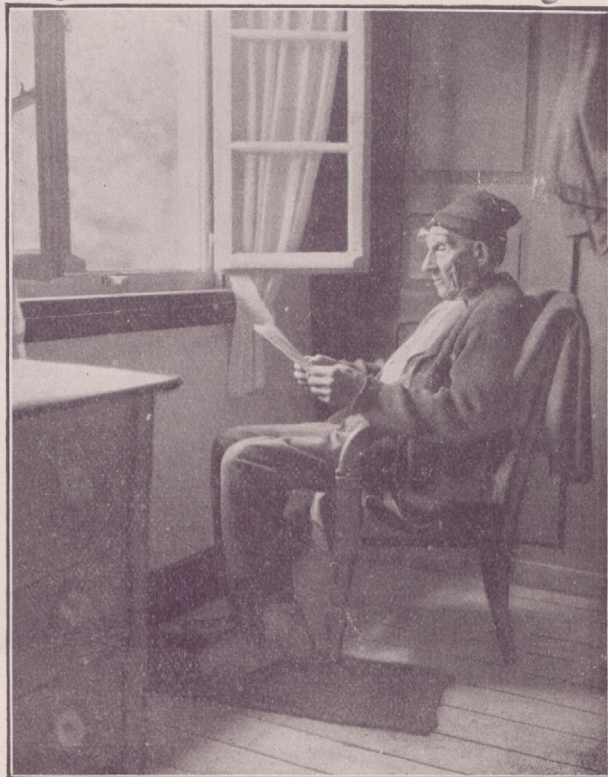
Er überfällt die Winzerin
Und lässt sie selbst im Schlaf nicht los.
Es rauschet durch den Winzer hin
Das Blut aus seiner Erde Schoss.

Nun, da der Nebel kühl und nass
Das Feld berieselt wie mit Rost,
Füllt froh der Bauer in sein Fass
Die Sonne ein mit seinem Most.

Und wenn im Dorf Gesang und Tanz
Und Lachen aus den Dielen bricht,
Strahlt des erloschnen Jahres Glanz
Im Abend wie ein ewig Licht.

*

Der Bauer überschaut sein Land ;
In leisen Schlummer fällt die Flur.
Nun darf sie ruhn, die müde Hand,
Die diesem Boden Liebe schwur.



V. Maulu

Bauer aus Oberseebach

In dieser Erde ruhen auch
Die Väter, die sie einst gepflügt.
Ihr Geist wacht noch im Schollenrauch,
Der nächstens auf den Aeckern liegt.

Der Bauer findet nun zurück
Zur abendlichen Traulichkeit.
Er liebt das winterstille Glück
Tiefinnerster Beschaulichkeit.

So manches kommt ihm in den Sinn,
Das er im lauten Tun verlor.
Die Zeit der Ruhe bringt Gewinn
Und öffnet manches Zukunftstor.

Er steckt sich eine Pfeife an —
Die Zeit mög bringen, was sie mag —
Er bleibt dem Boden zugetan
Durch Sturm und Not und grauen Tag.

*

Der Frost um Haus und Scheuer klirrt ;
Die Nacht tritt leise ins Gemach.
Im Kachelherd das Feuer sirrt, —
Es reisst der Wind am Giebeldach.

Der Bauer sitzt auf brauner Bank,
Tief in die Ruhe eingesenkt.
Geborgen liegt in Truh und Schrank,
Was ihm das alte Jahr geschenkt,



L. Bauer

Bauernhof in Hunsbach

Die Bäuerin setzt sich hinzu
Mit Bibelbuch und Kerzenstock. —
Im Stalle brummt verträumt die Kuh,
Und schlafend zerrt der Hengst am Pflock.

Still unter ihrem Herzen trägt
Die junge Bäuerin ein Kind.
Sie weiss, wenn sich das Saatkorn regt,
Wie gütig Gottes Hände sind. —

Und jedes wächst auf sein Geheiss. —
Der Bauer fährt ihr übers Haar :
Sie spürt die Kraft der Hand und weiss,
Es kommt ein neugesegnet Jahr.

Winzersprüche aus Dorlisheim

Der liebe Gott hat nicht gewollt,
Das edler Wein verderben sollt ;
Drum hat er uns nicht nur die Reben,
Nein auch den edlen Durst gegeben.

Bist du recht durstig und warm
Und winkt der Herrgott mit dem Arm,
Ich's sehr ans Herz dir lege,
Geh Gott nicht aus dem Wege !

O wie herrlich, o wie fein
Schmeckt so ein Gläschen frischer Wein ;
Wie verschafft uns Mut, Kraft
Doch so ein Tropfen echter Rebensaft !

Trink ihn aus den Trank der Labe
Und vergiss den grossen Schmerz,
Wunderbar ist Bacchusgabe
Balsam für's zerrissene Herz.

Die Bacchus' edeln Saft verschwenden,
Bestraft er mit der Gicht,
Mit lahmen Füßen, lahmen Händen
Und einem küpferigen Gesicht.

Dem Ochsen gibt das Wasser Kraft,
Dem Menschen Bier und Rebensaft ;
Drum, Mensch, trink nur Bier und Wein,
Denn du willst doch wohl kein Ochse sein.

Mitgeteilt von F. Baldensperger.

Von Oberehnheims Türmen und Toren

Von O. Pisot

Zu den Sehenswürdigkeiten Oberehnheims gehören nicht zuletzt seine wohlerhaltenen, alten Befestigungsanlagen. Scharf abgegrenzt ist noch heute die Altstadt von den neuen Stadtvierteln durch die schattige Ringpromenade, die an der alten Stadtmauer, dem tiefen Wallgraben und den vielgestaltigen Mauertürmen vorbeiführt. Es sind dies dieselben Mauern, die vom 10. bis 12. Jahrhundert den Ort zur Stadt erhoben und den Bürger von dem Bauer schieden. Die Stadttore, die nach den vier Himmelsrichtungen den Zugang zur Stadt stolz und kühn beherrschten, stehen leider nicht mehr. Die Bedeutung der Tore und Wehrtürme als Hort des Lebens und der Habe der Stadtbewohner ist jedem klar und ergibt sich auch aus der Tatsache, dass Stadttore und Wehrtürme auf den Wappenschildern alter Zeiten stetig wiederkehren. Noch mehr gewinnen sie aber an Leben, wenn wir aus den alten Stadtbüchern die näheren Umstände der eigenartigen Rolle erfahren, welche sie in ihrer Blütezeit spielten.

Zwei Hauptverkehrslinien kreuzten sich in der Stadt: Von Norden nach Süden flutete der Hauptstrom durch die elsässischen Lande; von Osten nach Westen ging der Verkehr nach den Burgen, den Herrnsitzen auf den beherrschenden Vogesenhöhen und nach den klösterlichen Bildungs- und Kulturzentren. Diese Linie wurde gedeckt durch das Niedertor gegen Niederehnheim im Osten und durch das Obertor gegen Ottrott im Westen. Dem Obertor vorgelagert war die Vorstadt, wo sich die Pfahlbürger angesiedelt hatten. Dieser Teil war ebenfalls, wenn auch nur in geringerer Stärke durch eine Mauer mit Wall und Graben und kleineren Türmen und Toren geschützt. Doch erstand diese Befestigung nicht zu gleicher Zeit wie die Ringmauern der Stadt, denn noch um 1475 wird berichtet: «Als die von der Merzgass ein Zun umb sich geslagen hant, wart in geschengkt ein am win. (C C 67) Diese Bürger waren eben nur Pfahlbürger und nicht Vollbürger.

Am Obertor, an das sich der wohlbefestigte Stadthof anschloss, waltete ein Torwächter der Pforte, dessen Aufgabe aus dem Amtseid ersichtlich ist (B B 15). Indem er das Tor getreulich zu warten hat, muss er sein Auge auf die Leute richten, um festzustellen, ob er etwas sieht, das «argwöhnisch» sein könnte, sei es von Leuten, Fuhren oder Tragen. Wer etwas zum Tor hinausträgt, das zollpflichtig ist, dem muss der Wächter den Zoll abfordern und in die sogenannte Zollbüchse legen. Daneben liegt ihm die Ueberwachung des Wallgrabens ob, der rings die Mauer umspült, so wie des schützenden Walles. Das Holz, das dort

aufgehäuft ist, darf nicht verwendet werden, um Rebstecken daraus zu machen. Der Torwächter darf während der Nacht im «Häuslin», das neben dem Tore steht, seine Zeit verbringen. Als Lohn erhielt der Torwächter am Obertor alle Fronfasten 11 Schilling (55 frs) und 1 Vierling Salz. Auf dem Obertor hing ein Glöcklein, von dem im Jahre 1573 gesprochen wird. Der «Glockenhenker», der dasselbe geschenkt hat, hat während seiner Arbeit beim Sternwirt für 4 Pfd. (400 frs) verzehrt (C C 76). Aus der Notiz lässt sich schliessen, dass der Arbeiter von auswärts berufen war und für seine Tätigkeit eine geraume Zeit bedurfte. Es handelte sich also wohl um eine Glocke, welche bei Feuer- und Kriegsgefahr die Bewohner der Ober- und der Vorstadt herbeizurufen bestimmt war.

Der Portner am äusseren Niedertor hatte ähnliche Pflichten, obgleich der Rat seinen Vorschriften andere Formen gibt. Der Pförtner muss schwören, «auf dem Tor zu liegen. Wenn er ützig (irgend etwas) hörte, soll er es den Scharwächtern verkünden». Auch muss er Sorge tragen, dass Holz und Steine oder anderes Stadteigentum im Graben nicht entwendet werden. Aus dem Holz, das ihm die Stadt liefert, darf auch er keine Rebstecken machen, es weder zum Bauchen und Waschen verwenden, sondern soll es mit den Hütern zum Heizen der Wachtstube verbrennen. Weder Geiss, Schaf, Kälber, noch anderes Vieh darf der Pförtner in die Stadtgräben «tun», Hühner ausgenommen. Er soll auch verhindern, dass jemand auf dem äusseren oder inneren Graben in den Hecken sich verstecke oder daselbst Dornen oder Holz abhaue. Dass auch dieser Torwächter den Zoll getreulich zu sammeln hat und recht damit umgehe, verstehen wir ebenfalls. Eine besondere Aufgabe erblicken wir aber darin, dass der Niederwächter achte, ob jemand im Festungsgraben bei Tag oder Nacht fische, was er dem Stettmeister zu melden hatte.

Wie aus einem Eintrag im Rügbuch vom Jahre 1493 (B B 17) hervorgeht, diente der Wallgraben nicht nur Verteidigungszwecken, sondern war auch der friedlichen Fischzucht gewidmet. In diesem Jahre wird gemeldet, dass der innere Graben vom neuen Deutschen am Mörsberger Hof (Damm am Einfluss der Ehn) bis an den Fischpuhl für drei Jahre an einen Bürger Wibbel verpachtet wird. Der Bürger musste auf seine Kosten den Graben mit Fischen besetzen. Wenn der Graben ausgefischt wurde, erhielt die Stadt die Hälfte des Fanges. Doch sollte das Los des Pächters vorweg mit 10—12 «Mütterlin» bedacht werden; eine gleiche Anzahl von «Vätterlin» wird hierfür Anteil des

Rates. Als der Graben um Lichtmess 1497 ausgefischt wurde, erhielten die Zünfte die Fische, d. h. sie wurden unter die fünf Zünfte und die gleichberechtigten vier übrigen Stadtteile verteilt. Bei der folgenden dreijährigen Pachtperiode wurde der Vertrag insofern umgeändert, dass der Pächter Fische im Werte von 3 Schilling (15 frs.) und überdies 8 Mütterlin vorweg erhielt. Nur der Rest wurde zu gleichen Teilen zwischen Stadt und Pächter geteilt.

Diese Fischzucht im Stadtgraben scheint durch die Jahrhunderte sich erhalten zu haben und erklärt sich aus dem grösseren Bedürfnis nach Fischspeise durch die Abstinenztage und die strengere und längere Fastenzeit. Dass das Fischen im Stadtgraben ein Ereignis bedeutete, erhellt aus Einträgen in die Güterrechnungen, 1532: «Als die Fischer im Stadtgraben gefischen, ist mit ihnen für Zehrung und Lohn aufgangen 12 Batzen» (CC 71). Nachdem 1680 das Elsass endgültig an die Krone Frankreichs gefallen war, wurde ein Militärgouverneur über die Stadt ernannt. Der erste hiess de Bellecroix d'Argenteau. Dieser Stadtmajor, wie das Volk ihn nannte, der neben freier Wohnung anfänglich 900 livres Gehalt von der Stadt bezog, behielt sich auch die Nutzniessung des Stadtgrabens vor und besetzte ihn mit Fischen. Bald darauf beanspruchte die Stadt dieses Recht wieder für sich und entschädigte den Beamten durch eine jährliche Summe von 300 livres. Noch trägt heute der Teil des Walles, wo der Militärgouverneur seine Wohnung hatte, den Namen Kommandanten-graben.

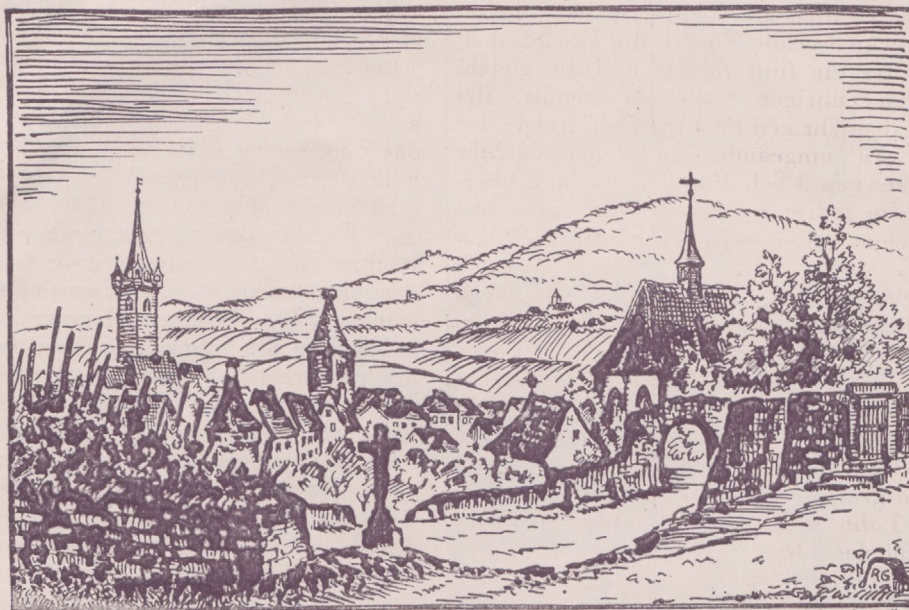
Den wichtigsten Torwartposten hatte der Portner am Kirchtor. Er erhielt von allen Pfortnern die höchste Besoldung, 1 Pfd. 15 Schilling (175 frs.) jede Fronfasten; er war eigentlich der Hauptzöllner. Die Vorschriften für ihn drehen sich meistens um Zoll und Abgaben. Er soll den Zoll getreulich sammeln, soll ihn nicht in die Schüssel oder in das Fenster tun, sondern im Angesicht dessen, der ihn entrichtet, in die Zollbüchse legen. Er darf von niemand mehr nehmen, als er erheben soll. Er hat den Wegpfennig zu empfangen, er soll von Heu und Holz den Zoll nehmen. Die Wortzeichen müssen ihm abgeliefert werden von allen denen, die zum Tor hinausfahren, hier kaufen oder verkaufen. Gebühren, die einem anderen Zöllner zustehen, möge er «sonder legen» und sie diesem getreulich überliefern. Am Donnerstag, dem Markttage, muss er auf alles achtgeben, was im Selhof und an anderen Stellen verkauft oder gekauft wird. Keine Ware darf durch das Tor gehen, wovon nicht das Wortzeichen abgegeben ist. Er muss sehen, wer aus- oder einfährt und eingeht, damit die Stadt des Zolles nicht verlustig gehe. Endlich liegt ihm auch ob, zu den «Brücken zu lugen», denn beim Kirchtor rauscht die Ebn vorbei. Die Stelle zwischen Ebnbrücke und Tor muss er sauber

halten. Morgens, wenn das Tor geöffnet wird, soll er in den Gräben und in den Kirchen lugen und sehen, ob jemand darin verborgen sei. Des Nachts soll er auf den Turm lugen, und wer ihn nachts anruft, dem soll er antworten. Am Abend hat er das Glöcklein in Bächlers Kirche zu läuten, die Feierstunde anzusagen. Dieses Kirchlein lag ausserhalb des Kirchtors, dicht an der Stadtmauer und war im Jahre 1444 durch den Bürger Lukas Bächler gestiftet worden. Es fiel im Jahre 1622 der Mansfeld'schen Belagerung zum Opfer und wurde nicht wiedererbaut.

Waren die Tore den Tag über betraut durch die bestellten Torwarte, so wurde in der Nacht die Wache verstärkt durch einen oder zwei Bürger, die losweise bewaffnet am Tor zu wachen und zu hüten hatten. In ruhigen Zeiten konnte man sich von dieser Verpflichtung durch eine Geldentschädigung entbinden oder durch einen Vertreter ersetzen lassen. Diese Vertreter hiessen Lohnhüter. 1493 verkündet der Rat: «Wer um Lohn hüten will, dem soll man am Kirchtor zum Tag 16 Pfg. (6,50 frs.) und am Obertor 14 Pfg. (5,80 frs.) geben.» In unruhigen Zeiten hält der Rat daran, dass jeder selbst seine Pflicht tue. So lesen wir 1567: «Nachdem die Läufe seltsam, damit die Stadt desto besser verhütet, soll ein jeder bei Nacht selbst hüten.» Und in denselben Jahren (1573) verbietet der Rat das Zehren an den Toren; jeder solle seines Hüterns fleissig warten bei 5 Schilling (25 frs.) Strafe. Damit diese Hüter und die Pfortner «ihr recht Gesicht von dem Damm und den Türmen aus haben», sollen die Bürger ihr Reb- und Unterholz um die Stadt so legen, dass keine Beeinträchtigung der Aussicht entsteht.

Verstösse gegen diese Vorschriften ahndet der Rat stets, wie aus dem erwähnten Rügbuch hervorgeht. Einzelne Hüter kommen nicht frühzeitig genug ans Tor, ein anderer bringt die Schlüssel nicht mit, der Dietrich Hans erscheint ohne Harnisch, der Will Michel sogar ohne Degen oder Messer, der Bürger Sidemann hat ein ungehorsames «Knechtel» zum Hüten auf Mittwoch vor Medardi ans Obertor gesandt und zahlt wie die übrigen 1 Schilling (5 frs.) Strafe. Doch trotz seiner Strenge kann es der Rat nicht verhüten, dass 1721 Leyder Michel auf der Wacht blutig und ihm die Zähne in den Hals geschlagen werden.

Die Oberaufsicht über die Hüter und die Torwächter hatte der Wachtmeister. Er erhielt alle Fronfasten an Sold und Hauszins 4 Pfd. 5 Schilling (425 frs.). Dafür muss er alle Tage um die anbefohlene Stunde die Wachen aufziehen, den Wächtern die Befehle geben und sehen, dass alles in Ordnung ist. Insonderheit soll er Sorge tragen für Holz, Licht und Feuer in den Wachtstuben und muss alle Unordnung und «Wüstereien» darin verhindern. Die Tore der Stadt hat er zur befohlenen Stunde zu schliessen und zu öffnen, die Schlüs-



R. Gall

Oberehnheim anno 1825

sel dem Bürgermeister oder Prätor abzuliefern. Will jemand noch Einlass bei bereits verschlossenen Toren, so muss der Wachtmeister die Schlüssel holen, die Tore öffnen und wieder schliessen und alsdann die Schlüssel wieder seiner Obrigkeit zurückbringen. Die wichtigen Schlüssel sind in einem ledernen Sack, dessen Anfertigung von Zeit zu Zeit gebucht wird. Die Tore waren selbst am Tage nicht immer offen, wie dies aus einer Verfügung vom Jahre 1497 hervorgeht: «Meister und Rat haben erkannt dass fürbass das Grusstor soll all Wuch uftun am Zistag und am Freitag und das Obertor am Montag, biss das ein Rat endert.» Tagsüber muss der Wachtmeister den Toren seinen Besuch machen, um zu sehen, ob die Wächter ihre Stunden wohl versehen. Er muss immer wieder den Wächtern anbefehlen, dass sie bei Turmstraf keine fremden Bettler oder sonst verdächtige Personen in die Stadt einlassen. Handwerksburschen und andere Reisende sind von ihm dem Bürgermeister oder königlichen Prätor vorzuführen.

Nebenbei bleibt dem Wachtmeister noch eine Feiertagsbeschäftigung: An Sonn- und Festtagen, im Winter um 9 Uhr und im Sommer um 10 Uhr abends, hat er mit der Wache die Runde zu machen auf der Gasse und in allen Wirtshäusern zu sehen, ob keine Bürger oder junge Leute auf der Gasse durch Jauchzen, Schreien oder andern Tumult Unruhe stiften; ob man in den Wirtshäusern mit Essen und Trinken sich aufhalte oder gar um Geld spiele. Sie sollen alle mit Güte ermahnt werden, nach Hause zu gehen. Die Ungehorsamen muss er sofort anhalten, auf die Hauptwache führen und sie am Morgen dem regierenden Bürgermeister

oder dem königlichen Prätor anzeigen. Besonders empfindlich scheint die Stadtohrigkeit gewesen zu sein gegenüber Worten, welche die Autorität zu schädigen suchten. Nach den Ratsprotokollen von 1596 wird Barthel D. zu 3 Tag in Turm und 5 Pfd. (500 frs.) bestraft, weil er geäussert hatte, «der halbe Rat sei nicht trocken hinter den Ohren», und weil er noch andere unnütze Reden geführt habe. 1467 haben zwei Bürger gegen den Rat Lieder gesungen und wurden deshalb mit Gefängnis bestraft. Weil sie gegen diese Turmstrafe, gegen Meister und Rat Reden führten, schickte man sie «über Wasser», wo sie ein halbes Jahr verbleiben mussten.

Eine eigenartige Stellung in der Befestigungsanlage der Stadt nahm der Kapellturm ein, der inmitten der Stadt über die Häuser emporragt. Es ist dies der Glockenturm der früheren Liebfrauenkapelle, die ihren Ursprung im 13. Jahrhundert hat. Sie war gebaut worden, um den Bürgern die Ausübung des Gottesdienstes auch zu Kriegzeiten zu gestatten. Durch die Anlage der Ringmauern war nämlich die Pfarrkirche ausserhalb der Stadtbefestigung gerückt worden. Obgleich auch sie noch durch eine Ergänzungsmauer geschützt war, von der zwei Tore, das Bergtor und das Tor bei der Bächlerkirche ausgingen, galt sie doch nicht als ausser Beunruhigung und Gefahr. Die Liebfrauenkapelle hatte einen Hl. Kreuz- und einen St. Nikolausaltar. Im 15. Jahrhundert wurde die Kapelle vergrössert und Kapellenkirche genannt. Im folgenden Jahrhundert erstand der Turm zu seiner jetzigen Höhe von 60 Metern, erhielt die zierliche Krönung mit einem Rundgang



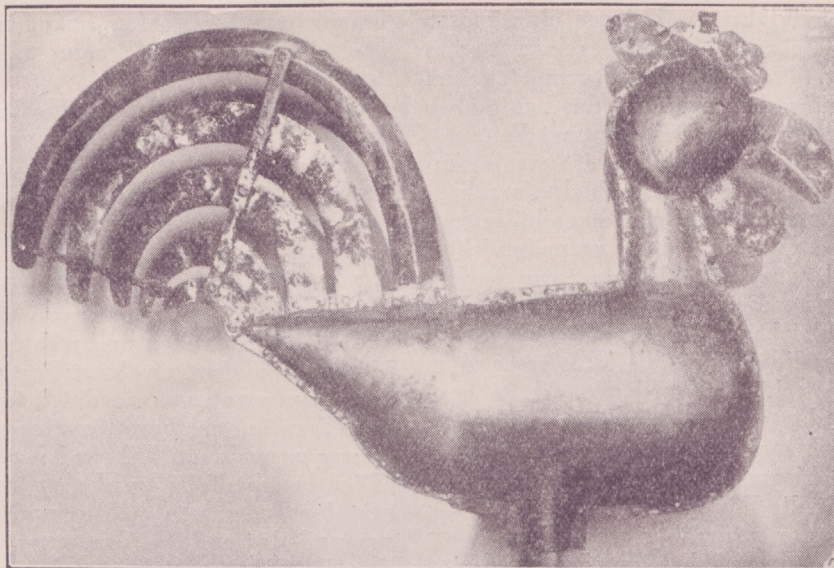
Oberehnheim, Kappelturm mit Marktplatz

und den vier Renaissancetürmchen. Auf dem quadratischen Unterbau steigt die achseitige Pyramidenspitze schlank empor bis zum kupfervergoldeten Hahn als Wetterfahne. Diese wurde 1745 erneuert und trägt die Namen des königl. Schultheissen, der vier Bürgermeister und des «Statt Schreibers» Jos. Eggs.

Wir klimmen im Innern die ausgetretene Holz-
 treppe hinan. Da scheuchen wir gleich eine Eule
 auf, die in einer Nische den Tag verträumen wollte.
 Im fünften, dem neu angefügten Stockwerk hangen
 die Kirchenglocken in einem Bretterverschlag. Ein
 knarrender Schlüssel erlaubt uns einzutreten. Die
 zwei zunächst hangenden Glocken erregen unsere
 Aufmerksamkeit. Seit 500 Jahren ertönt ihre
 eherne Stimme über die Stadt hin, in jubelndem
 Schwunge in freudigen Zeiten, in klagenden Tö-
 nen in traurigen Tagen. Die kleinere Glocke,
 etwa 1,40 m hoch, von zierlicher Form, wurde im
 Jahre 1429 durch Hans Grempe, Glockengiesser aus
 Strassburg, gegossen. Es ist derselbe Meister, der
 die grosse Münsterglocke seiner Vaterstadt ge-
 schenkt hat. Schwer lassen sich die Verzierungen

und Figuren, Apostel, Evangelisten, Madonna mit
 Jesukind auf dem altersgeschwärtzten Metall ent-
 ziffern. Eine Inschrift umläuft die Glocke :
 + ANNO DNI M CCCC XXIX O REX GLORIE
 CHRISTE VENI CUM PACE HANS DE ARGITIA
 (Im Jahre des Herrn 1429 : O König der Herrlich-
 keit Christi. Komm und bringe den Frieden. Hans
 von Strassburg.)

Grösser und schwerer, aber weniger schlank in
 ihren Linien ist die andere Glocke, welche drei
 Inschriften trägt. Die oberste belehrt uns, dass im
 Jahre 1474 «Johanne lamperti» zu der Zeit der
 Weinlese die Glocke gegossen hat. Der untere In-
 schriftkreis ist lang, in gotischer Kleinschrift,
 beginnt mit den Worten : vox ego sum vite voco
 vos orate venite. (Ich bin die Stimme des Lebens.
 Ich rufe Euch, betet und kommet !) Sie schliesst
 mit der Anrufung der Apostelfürsten Petrus und
 Paulus, der Schutzpatrone der Pfarrei, der sie ge-
 weiht ist. Sie erregt darum unsere besondere Auf-
 merksamkeit, da sie in Oberehnheim gegossen
 worden ist. Der Stadtschreiber Johannes Bürcklin,
 Protonotarius, widmet ihr in der Rechnung von
 1474 (CC 66) ein besonderes Kapitel, was nur bei
 recht wichtigen Anlässen geschah. Danach ist die
 Geschichte dieses Glockengusses etwa folgende :
 Nach Sungicht (24. Juni) des Jahres 1474 holt der
 hiesige Bürger Hans Witz den Glockengiesser «in
 welschen Landen» und erhält dafür 2 Schilling
 (10 frs.). Nachdem die Glocke mit «meister Hans
 von Tunniefer» verdingt worden war, kam derselbe
 mit seinem Tochtermann, vier Knechten und einem
 Lehrburschen im September in Oberehnheim an.
 Unter diesem Heimatsort Tunniefer vermutet der
 bekannte elsässische Glockenkenner Abbé Straub
 (1860), dass es sich um Deneuvre in der Nähe von
 Baccarat im Département Meurthe handle. In
 Strassburg wurde zweimal eingekauft, Kupfer, Blei
 und Zinn, zusammen 30 Zentner für einen Gesamt-
 betrag, Zehrung, Kauf, Weggeld und Fuhrlohn
 einbegriffen, 120 Pfd. (12 000 frs.). Aus dem
 Breuschthal wurden zwei Fuhren Kohlen, zu Börsch
 Buchenscheite geholt. Man schaffte Dielen und
 Stangen herbei, besserte den Blasebalg aus. Auf
 dem Kirchgraben wurde eine Grube ausgehoben
 und eine «Schweisschütte» mit einem Schmelzofen
 gebaut. Die Form wird eingelassen, die Glocke ge-
 gossen und dann gefegt. Dies muss eine schwere
 Arbeit gewesen sein, denn der Glockengiesser, vier
 Knechte, Hans Witz und Klaus Gerber haben ei-
 nen ganzen Tag «gefegt». Hernach hat der Glok-
 kengiesser und seine Knechte für 5 Schilling
 (25 frs.) am letzten Tag verbadet und verschoren,
 als sie die Glocke fegten. Nun werden dem Mei-
 ster Hans Lambe, dem Glockengiesser, 40 Gulden
 (2000 frs.) und seinen Knechten 2 Gulden (100 frs.)
 Trinkgeld ausbezahlt. Der Lehrjunge erhält einen
 Rock, der 12 Schilling (60 frs.) kostet, «den er von
 der stat wegen tragen, so mit schwartz duch und



Turmhahn vom Kappelturm, renoviert 1745

futter». Die Glockentaufe scheint sich sofort angeschlossen zu haben: Räte, Gettel und Pfettern, die Priester, der Glockengiesser und seine Knechte haben auf der Stube am Festmahl teilgenommen und für 30 Schilling (150 frs.) verzehrt. Darauf scheint der Glockengiesser mit seinen Leuten, der wohlverpackten Form und den Gerätschaften in seine Heimat zurückgekehrt zu sein, stets treulich unterstützt von dem Hans Witz, dem für diesen Umzug für fünf Tage 1 Pfd. 5 Schilling (125 frs.) erstattet werden. Während ihres Aufenthalts in Oberehnheim waren Meister und Knechte auch verköstigt worden. Auch dies ist «Ingeschrieben» und zwar: «38 Heringe für 2 Pfd. 6 Schilling (280 frs.), Fische aus dem Stadtgraben, 8 Stockfische, Brotspeis, Käse, Hühner, Drübelbeeren, Licht» und etwa 11 Ohmen Wein.

Die weitere Arbeit, die Glocke auf den Turm zu schaffen, blieb den hiesigen Meistern vorbehalten. Hiesige Schmiede hämmerten den «glockenswengkel», der hiesige Meister Adam Zimmermann baute aus Eichenholz den Schragen auf dem Turm, und der Claus Slosser erhielt für sein Schmiedewerk und dass er die Glocke gehängt hat, 12 Gulden (600 frs.).

Noch einmal kehrte der Meister zurück, sein Werk in der Vollendung zu sehen, denn im Sommer 1475 ist vermerkt: «Item geschengkt unserem glockengiesser zwei kannen mit win, tut 16 Pfg.»

Die zwei Glocken haben ihre Meister überlebt, das Werk lobt heute noch den Meister, denn sie sind 1793 der Zerstörung entgangen, sie sind im grossen Weltkriege auch verschont geblieben. Ihre jüngere Genossin von 20 Zentner Gewicht musste 1917 gegen 3000 Mark dem Kriegsgott geliefert werden. Dass diese zwei altehrwürdigen Glocken

unserer Stadt und unserem Lande erhalten blieben, verdanken wir den edlen und selbstlosen Bemühungen des Senators Herrn Eugen Muller, dem hierfür an dieser Stelle ein bescheidenes, aber herzliches Dankeswort ausgedrückt sei.

Nach diesem Rückblick bei den Glocken steigen wir durch eine enge und dunkle Wendeltreppe auf ausgeschürftten Steinstufen zu einem Ausblick nach der Bekrönung. Wir sind entzückt von der umfassenden Rundschau über die gedrängte Häusermasse, über die endlose Ebene mit braunem Ackerland und Wiesengrün, über die von Obstbäumen umwaldeten Dörfer, von schlanken Kirchtürmen überragt. Da schweift der Blick zu dem kühnen Männelsteinmassiv, seinen Waldesgründen, seinen Burgruinen, St. Odiliens Wallfahrtsstätte in den Tannenwipfeln. In entgegengesetzter Richtung verfolgen wir die dunkle Linie der Schwarzwaldkuppen vom Fremersberg bis zum Blauen.

Immer wieder schreiten wir den Rundgang entlang und verweilen in den vier schmucken Türmchen, welche die vier Ecken zieren. Im Schlussstein der Gewölbe hat jeder der «regierenden und austretenden» Stättmeister seinen Namen mit Familienwappen einmeisseln lassen. Es sind dies: Michel Gyss, Andreas Pimpel, Johann Russ und Johann Musser. In dem einen Türmchen haben sich in der Wand die beiden Werkmeister aus Strassburg Georg Widemann und Martin Foltz ewig und in römischen Ziffern die Jahreszahl 1597 beigelegt. Dieselbe Jahreszahl in arabischen Ziffern liest man unter dem Stadtwappen, das im Nordosttürmchen die Wand bedeckt. Am nördlichen Fenster lesen wir die Namen der zehn «Rhatsherren», denen sich der Ratsschreiber Sebastian Frey beigelegt, der in der Geschichte der Stadt

während des Dreissigjährigen Krieges eine grosse Rolle spielte. Die Jahreszahl 1597 beschliesst auch hier die Inschrift. Noch sei das Sturmglockchen im südöstlichen Türmchen erwähnt, das heute aber nicht mehr seiner einstigen Bestimmung dient.

Der reich verzierte Rundgang ist nach Ansicht unseres sachverständigen Geschichtsforschers Herrn Dr. L. Pfleger an die Stelle eines hölzernen Wehrganges getreten, der den ursprünglichen Turm krönte und zum Verteidigungsturm machte (Elsassland 1933, V). Er ist zum Wachturm der Stadt geworden, gleichsam der Bergfried, der von der Ritterburg in die Stadtumwallung gewandert ist, um hier seiner schirmenden Rolle zu genügen. An diesen Zweck deutet schon im Erdgeschoss die schwere, eisenbeschlagene Türe, die 1,50 m dicken Mauern und die Schiesscharten. Hier oben erinnern an die Bestimmung die Räume, in die wir durch die Osttüre eintreten, der gegenüber eine zweite Türe gegen Westen Ausgang gewährt. Zur Linken dieses Vorraumes liegt das schlichte Wä r t e r s t ü b c h e n. Da stand in engem Gelass ein einfaches Lager, ein kleiner Tisch und ein oder zwei kräftige Schemel. Dort an der Wand hing, leicht erreichbar, das Wächterhorn oder die blinkende Trompete. Hier hausten am Tage die Tagwächter, die Nachtwächter zur Nachtzeit.

Am Tage lösten sich die Wächter, auch T u r m b l ä s e r genannt, nach einer bestimmten Zeit einzeln ab. Nach den Vorschriften heisst es: «Sie sollen zur rechten Zeit auf den Turm gehen, einer nach dem anderen, oben bleiben und ohne Erlaubnis den Posten nicht verlassen. Sie haben wohl zuzulugen und alle Reiter oder reisigen Leute im Banne anzublase, wenn sie sich der Stadt nähern oder wenn sie vorbeireiten.» Der Wächter, der einen Reiter übersah oder ihn nicht anblies, wurde mit Verlust des halben Wochenlohnes bestraft. Auch Wagen und Karren und berittene Leute, die Einlass in die Stadt begehrten, waren durch ein Zeichen zu melden. Aus dem Jahre 1587 besteht ein Herrengebot, dass die Wächter auf dem Turm Achtung geben, ob man das Vieh oder die Herde angreifen wolle. In diesem Falle sollen sie stürmen, damit man das Vieh retten könne. Die Wirksamkeit des Ausgucks wurde in bedrohlichen Zeiten verstärkt durch drei Beobachtungsstellen: auf dem Endsberg, dem 260 m hohen Gipfel des heutigen Nationalberges, den zwei Kirchtürmen der heute verschollenen Dörfer Vinhai (gegen Goxweiler) und von Ingmarshelm (gegen Bischofsheim). Diese drei Punkte bildeten die Ecken eines beherrschenden gleichseitigen Dreiecks.

Eine zweite Aufgabe hatten die Tagwächter zu lösen, die Bewahrung vor Brand. «Wenn sie einen dicken, bedenklichen Rauch sehen, sollen sie mit den Trommeten Zeichen geben und den Leuten zuschreien, dass sie laufen und lugen, wo es brennt.» War Feuer ausgebrochen, so mussten die

Tagwächter die Glocken anziehen und stürmen und zwar so lange, bis keine Gefahr mehr vorhanden war.

Endlich war es auch Pflicht der Wächter, die Stunden durch Anschlagen der Glocke bekannt zu geben, da die schon 1474 erwähnte Turmuhr kein Schlagwerk besass. Das «Uhrle» zu richten, war den Nachtwächtern vorbehalten.

Die N a c h t w ä c h t e r waren stets zu zweien auf dem Kapellturm; jeder musste eine halbe Stunde wachen. Auch sie mussten zur rechten Zeit auf den Turm gehen und während der Nacht oben bleiben. Sie durften ihren Posten am Morgen erst verlassen, wenn man in die Frühmesse läutete und der Tagwächter heraufgestiegen war, um seines Amtes zu walten. Während der Nacht mussten die Wächter ebenfalls «wohl auslugen», jede Stunde mit der Trommete melden und blasen, «eins oben uss und das ander niden uss», daneben alle Stunden die Glocken ziehen und von 1709 ab auch die halbe Stunde bei einbrechender Nacht und erwachendem Tag mit dem «Armenglöcklein» nachschlagen. Damit ist wohl das «Armensünderglöckchen» gemeint, das Richtglöcklein, das ertönte, wenn über dem Verurteilten der Stab gebrochen und er vom Leben zum Tode gebracht wurde. Wollte man durch diese Massnahmen die Bürger genau über die Zeit unterrichten, oder war beabsichtigt, die Wächter zu zwingen, öffentlich zu bekunden, dass sie getreulich Wache halten? Wer versäumte, die Glockenstunde mit dem Horn anzublase, verlor den halben Wochenlohn. Dem Verlust eines ganzen Wochenlohnes verfiel der Wächter, der vergass, die halbe Stunde anzuschlagen für ein erstes Mal; für ein zweites Mal büsste er zwei Wochenlöhne ein, und wenn er noch ein drittes Mal so schwer sündigte, ging er seines Dienstes verlustig. Schon 1602 meldet ein Protokoll, dass der Turmbläser Martin Pentelwerk wegen seines unfleißigen Tag- und Nachtblasens beurlaubt, d. h. entlassen sei. Dass die Ratsherren auch einen Karnevalescherz nicht durchgehen lassen, bezeugt 1493 das Rügbuch, denn die Nachtwächter, «die uf Zis-tag Fastnacht die eilf geblasen hant, do es schier 12 schlug», müssen es mit einem Wochenlohn büssen.

Wenn die Ratsherren auf pünktliche Dienstverrichtung hielten, so scheinen sie andererseits das leibliche Wohl der Wächter nicht aus dem Auge gelassen zu haben. Die Stadt lieferte Pelzmäntel gegen die Kälte: «1480 geben den Nachtwächtern 2 Gulden (100 frs.) umb ein pelz» und 1681 «den vier Wächtern uff dem Kappelturm einen neuen Leibpelz bezalt, 1 Pfd. 5 Schilling» (125 frs.). Ein anderes Mal werden diese «Nachtpelze gebletzt» (1438). Der Nachtwächter «grosse Socken und Stiffel» gehen auch auf Rechnung des Stadtseckels, und 1665 zahlt man für «15 Elen Duech zu der Nachtwächter Leilachen 1 Pfd.



Oberehnheim, am Kommandantengraben

(100 frs.)». Besonders auffällig scheint um 1600 das Bett der Wächter gewesen zu sein, denn mehrere Jahrzehnte hindurch stossen wir jährlich in den Junitagen auf den Eintrag: «It. von der Wechter Bett uff dem Capellturm zu kleiben 7 Schilling» (35 frs.). Die Kapellturmwächter erhielten als Lohn für je 14 Tage 5 Schilling (25 frs.).

Wenn der Kapellturm mit seinen Hilfsstationen die Gefahr rechtzeitig entdecken sollte, so lag die Kraft der wirksamen Verteidigung in den zahlreichen Mauer- und Wehrtürmen. Wie die Kriegsläufe es erheischten, wie es der Wohlstand der Stadt erlaubte, wie die fortschreitende Kriegstechnik es verlangte, wuchsen die Mauertürme aus der inneren und der äusseren Ringmauer. Zu Schutz und Trutz erhoben sich da runde und eckige, bedachte und zinnengekrönte, mit gähnenden Schiesscharten und drohenden Pechnasen versehene Wehrtürme. Ein an der Innenseite der Ringmauer gedeckter Rundgang verband alle Türme, konnte aber zugleich an jedem Turm durch eine starke Türe abgeriegelt werden. Verlauf des Rundganges sowie Abschlusstüren der Türme sind heute noch an verschiedenen Stellen deutlich erkennbar. Die Zahl der Türme mag zur Blütezeit der Stadt etwa 40 betragen haben. Sie waren benannt nach ihrer Lage, (am Schiessrain, beim Knochenhaus) nach ihrer Bedachung oder Farbe (das Türmlein mit dem grünen Dach, der weisse Turm), nach ihrer Form (Runder Turm), nach ihrem Zweck) Pulverturm, Wasserturm) endlich sehr oft nach Familiennamen der Stättmeister, Räte, Erbauer (Betz, Mummel, Schaffner, Schratz). In der Vorstadtmauer, die ebenfalls zwei Tore besass, St. Wende-

lins- und Märzgassenstubenpforte, wird 1584 ein «neuer Turm» erwähnt, der in der Nähe des Oberpfalztores stand. Auch Ein- und Ausfluss der Ehn waren durch Türme gesichert, Schwaltürme genannt. Sie hatten wie die Stadttore Fallgatter, die zu Kriegszeiten niedergelassen wurden. Dass sie sonst zur Nachtzeit nicht immer den Eintritt in die Stadt verwehrten, zeigt ein Vermerk im Ratsprotokoll von 1590, der besagt, dass Hans Rolandin, der Bettelvogt, und seine Ehefrau zu einer mehrtägigen Turmstrafe verurteilt wurden: «Sie sind bei Nacht durch das Wasser und den Bach bei dem unteren Spital in die Stadt gekrochen.»

Auffallend scheint es, dass eine Stadt mit nur 650 wehrfähigen Bürgern eine Ringmauer von etwa 1200 m Länge, nebst Toren und Türmen zu verteidigen vermochte. Wenn auch die Stadt noch 50 oder höchstens 100 Söldner einstellte, so kam auf 2 m nur ein Mann. An den Haupttoren standen zu Kriegszeiten 1 Hauptmann mit 4 Mann; ein Geschütz wurde von 3 Mann bedient. Solche Geschütze, Kammerstücke, Falkenötelein, Feldgeschütze auf Rädern oder Stücklein auf Schragen, standen nicht nur in den Türmen, sondern auch an einzelnen Mauerstellen. Die Stadt suchte ihre Zahl immer zu vergrössern, scheint es aber wohl nicht über ein Dutzend gebracht zu haben. Das Pulver wurde in einem besonderen Turm, meistens dem Pulverturm beim Stadthof oder der Burg, dem stärksten Bollwerk am Obertor, aufbewahrt.

Von der stattlichen Zahl der Mauertürme sind uns glücklicherweise verhältnismässig viele, zum Teil umgestaltet, erhalten geblieben. Wir finden

heute noch 18 Türme der inneren und 5 Türme der äusseren Ringmauer. Oberehnheim ist wohl die einzige Stadt des Elsasses, die noch so viele Ueberbleibsel von Türmen aufzuweisen hat. Friedlich schauen sie heute auf uns herab, und noch friedlicher sehen sie aus, wenn wir von der Innenseite einen Blick in die darin eingerichteten Zimmer, Speicherräume und gar Hühner- und Kaninchenbehausungen werfen. Die malerischen Stadttore

aber sind, wie eingangs erwähnt, alle gesunken. 1840 fiel das letzte einem falsch verstandenen Fortschrittsdrang, einer unbegreiflichen Kurzsichtigkeit und einer bedauerlichen Pietätlosigkeit zum Opfer.

Mögen noch die letzten Reste wohl erhalten bleiben als beredte Zeugen alter Tage und als Anziehungspunkte für Besucher und Altertumsfreunde!

Die Feldscheidung der Ersteiner Bauernzunft

Unter all unsern Landstädtchen hat Erstein wohl am getreuesten seinen bäuerlichen Grundzug bewahrt. Diese Feststellung soll beileibe keinen Tadel enthalten. Beweist sie doch das zähe Festhalten an Vätererbe und Väterbrauch. Diese Ueberlieferungstreue tritt am sinnfälligsten in der Erhaltung der alten Zünfte der Fischer, Handwerker, Schneider und Schuster und der der Ackerleute in Erscheinung.

Noch besteht in Erstein die Zunft und Bruderschaft der Ackersleute, die auf eine glorreiche Vergangenheit zurückblicken kann. Die älteste erhaltene Zunftrolle führt in das Jahr 1531 zurück. Hundert Jahre später wird eine neue Ordnung der Ackerleute aufgerichtet und eine kirchliche Bruderschaft zu Ehren der hl. Jungfrau Maria und des hl. Martin angegliedert. Ludwig XIV. erteilt ihr 1697 das Recht, ein Wappen zu führen: in Grün eine silberne Pflugschar, darüber zwei gekreuzte Messer. So zeigt es die aus dem Jahr 1751 stammende, noch erhaltene Zunftlade mit geringfügiger Abweichung und das heutige Zunftsiegel. Die Zunft überlebte den Revolutionssturm und dank ihrer kirchlichen Organisation widerstand sie auch der Machtfülle des modernen Rechtsstaates. Doch sind ihre Befugnisse auf ein Mindestmass eingeschrumpft und treten nur noch in der durch das Herkommen geheiligten Felderscheidung zutage.

Statt der früheren Zunft- oder Feldmeister begnügt sich heute die Ersteiner Bauernzunft mit einem einzigen Feldmeister, der alljährlich gewählt wird. Nach dem feierlichen Hochamte zu Ehren des hl. Isidor, der heute als Schutzpatron gilt, und dessen Fest am ersten Dienstag nach Dreikönigstag gehalten wird, begeben sich der alte und der neue Feldmeister in ihre Wohnungen. Der neue «Fähnrich» und der Bauernbott begleiten den ausscheidenden Meister, um die Rechnungsablage zu prü-

fen. Dieser bewirtet sie mit Wein und Kuchen und übergibt ihnen die Lade. Sie überbringen sie dem neuen Feldmeister, der ihnen einen Imbiss zu spenden hat.

Am zweiten Samstag nach Ostern findet regelmässig die Bannbegehung und die Feldscheidung statt. Wenn um sechs Uhr morgens die Tageglocke läutet, versammeln sich der alte und der neue Feldmeister, der Bauernbott und der Bauernadjunkt mit den in der Zunftliste zunächst eingeschriebenen zehn Ackerleuten. Man teilt diese Feldkommission in vier Abteilungen zu drei Mann mit einem Feldpflug aus. In jeder Gruppe reitet einer dem Pflug voraus, der zweite führt den Pflugsterz, der dritte reitet auf dem Vorspann-Pferd. Zuerst wird die Furche um den Gemeindebann gezogen und dann die sogenannten Abwandfurchen, die Grenzfurchen an den Enden der Aecker im Weizen- und Gerstenfelde, die auf die Längsseite eines andern Feldstückes stossen. Dieser feierliche Akt des Scheidens der Felder stammt aus einer Zeit, wo es noch keine Katasterpläne und Grundbücher gab und der Besitz zur Vermeidung unnötiger Streitigkeiten von ortskundigen Obmännern einwandfrei abgegrenzt werden musste. Wie in alter Zeit die Zunftkasse den Ausschuss der Feldscheider durch eine Irte schadlos hielt (1755 bekam der Schwanenwirt 38 Gulden dafür), so spendet heute die Gemeinde den «Owängerscheiderimbs», zu dem auch der Maire und der Greffier eingeladen werden.

Den schönen, alten Brauch der «Awandfurch», die vom Gemeinderat unter Führung des Maires im Herbst nach Aussaat des Winterweizens und im April nach Anpflanzung der Sommerfrucht durch die ganze Gemarkung um die Felder gezogen wird, treffen wir noch in manchen Dörfern des Kochersberges und des alten Hanauerlandes. Möge das gute Alte sich noch lange erhalten!



Strassburg, Stephanskirche, heutige Fassade

Ein Album über die Strassburger Stephanskirche

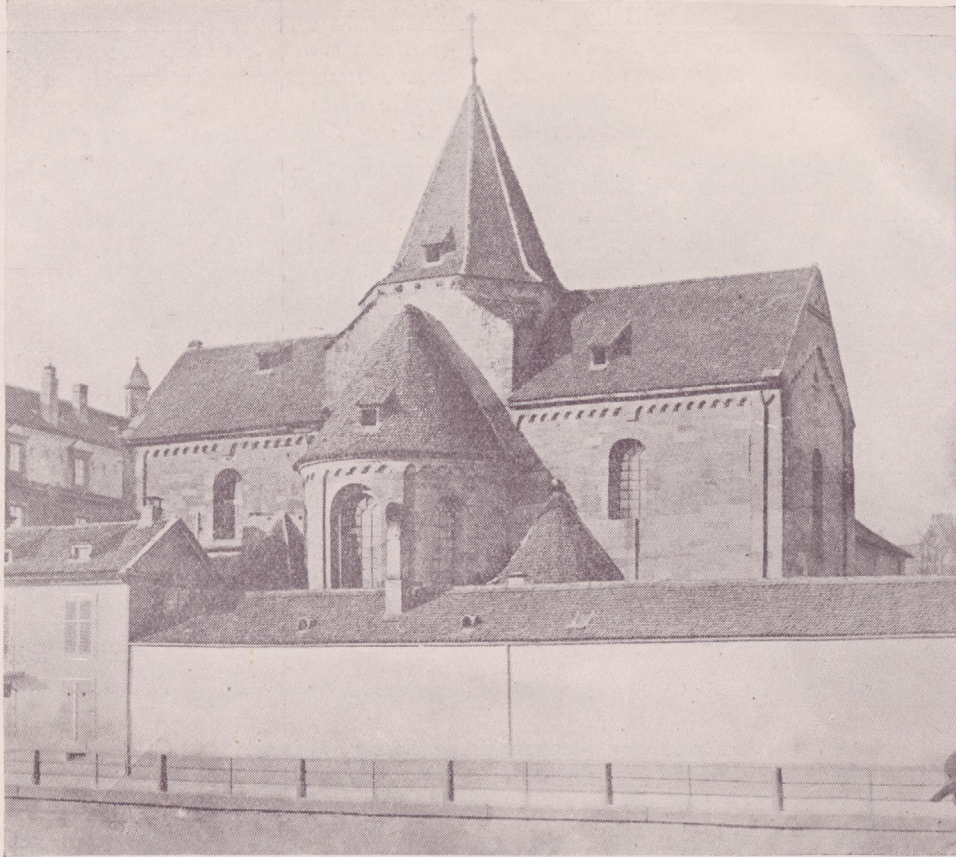
Von Dr L. Pfleger

Ob sie viele Strassburger überhaupt kennen und ihr einen flüchtigen Besuch abgestattet haben? Ich glaube es nicht, obwohl in den gedruckten Fremdenführern meist geschrieben steht, dass sie die älteste Kirche der Stadt Strassburg ist. Der Zustand, in dem sie sich heute befindet, ist allerdings wenig dazu angetan, Bewunderer anzuziehen. Ich habe mich oft heimlich über die Enttäuschung neugieriger Fremder gefreut, wenn sie, durch ihre Reisebüchlein verführt, sich nach vielem Suchen den Weg zum Schulhof von St. Stephan gebahnt hatten und sich plötzlich vor der kahlen und verwüsteten Fassade befanden, wo sie sich auf irgend ein Kunstwunder mittelalterlicher Architektur erwartet hatten. Die Launen und Wechselfälle der Geschichte haben dem ehrwürdigen Bauwerk gar übel mitgespielt. Nur vom Fischerstaden oder von der Steinbrücke aus zeigt sie dem kunstfreudigen Beschauer in dem romanischen Chorbau noch einen Schimmer der ehemaligen Grösse und Würde.

Denn die Stephanskirche war in der Tat ein merkwürdiger Bau, ehe sie von Vandalenhand so grässlich verstümmelt wurde und ist für den Kunsthistoriker von höchstem Interesse. Das ersieht man aus einer soeben erschienenen, elegant

aufgemachten und durch Buchtext und Illustrationsmaterial gleich interessanten Schrift aus der Feder eines jungen elsässischen Historikers und Professors am Bischöflichen Gymnasium, H. Abbé Xavier Ohresser. (L'Eglise Saint-Etienne de Strasbourg. Album avec 38 gravures par X. Ohresser. 1935. Avec une préface de E. Macker, supérieur du Collège Saint-Etienne. Strasbourg, 1935, Le Roux. Gr. 8, 62 S. Auch beim Verfasser zu haben.)

Text und Bild ergänzen sich in glücklichster Weise. Auch der mit der älteren Kunstgeschichte Strassburgs näher Vertraute ist überrascht über die vielen Ansichten, die er hier zum erstenmal sieht und die der Spürsinn des Verfassers in dem Staub unserer Bibliotheken und Kunstsammlungen ausfindig gemacht hat. Ein Stück des mittelalterlichen Strassburg wird wieder vor unsern Augen lebendig, wenn wir an der Hand des kundigen Führers die Geschichte des altehrwürdigen Heiligtums im Lauf der Jahrhunderte verfolgen. Mit Recht spricht der Verfasser von einer tragischen Geschichte der Kirche. Was ist sie nicht alles gewesen im Wandel der Zeiten: Abteikirche, Pfarrkirche, protestantischer Tempel, jüdische Syna-



Strassburg, Stephanskirche, Rückansicht

goge, Steinbruch, Stadttheater, Saal für olympische Spiele, Warenhalle und — noch im letzten Kriege — Mehlmagazin !



Siegel des St. Stephansklosters (1326)

Zuerst gibt uns der Autor einen Ueberblick über die Geschichte des Stephansklosters. Es war die erste Klostergründung auf dem Boden des alten Strassburg. In den Trümmern der Römerstadt stiftete Adalbert, der Bruder der hl. Odilia, um das Jahr 720 ein Stift für adelige Töchter, das er reich mit Gütern, die im ganzen Elsass zerstreut lagen, ausstattete. Seine Tochter Attala, die im Rufe der Heiligkeit starb, war die erste Aebtissin. Ihr Grab bildete in der Folgezeit das Ziel einer besuchten Wallfahrt, ebenso der in der Klosterkirche befindliche Attalabrunnen, dessen Wasser man grosse Heilkraft zuschrieb. Am Attalagrab geschahen viele Krankenheilungen. Der Strassburger Bischof Wiederold (991 bis 999) suchte sich in den Besitz der Reliquien zu setzen, aber sie wurden rechtzeitig verborgen. Erst im 12. Jahrhundert kamen sie wieder zum Vorschein.

Gegen Ende dieses Jahrhunderts wurde auch der Bau der noch stehenden Kirche begonnen, in schönem roten Vogesensandstein und in romanischem Baustile. Es war eine dreischiffige Basilika, deren Grundriss das damalige Münster nachahmte. Wie beim Münster stiess die Chorbasis unmittelbar an die Vierung an. Ein mächtiges, weit ausla-



Lithogr. Sandmann

St. Stephan und Rekollektenkloster

dendes Querschiff trennte das Chor von dem Langhaus. Ueber der Fassade erhob sich ein achtunggebietender breiter Turm, der in seinem ersten Stockwerk die Formen des Uebergangsstils zeigte, während das oberste Stockwerk bereits doppelteilige Fenster im rein gotischen Stil aufwies. Demnach dürfte der Bau gegen Mitte des 13. Jahrhunderts vollendet worden sein. Ueber dem prächtigen romanischen Portal, das ein leider jetzt verschwundenes Relief, das Martyrium des hl. Stephanus darstellend, zierte, war ein grosses, von einem Spitzbogen überspanntes Radfenster in die Mauer eingelassen. Dass die Klosterfrauen eine so grosse Kirche bauten, erklärt sich daraus, dass St. Stephan zugleich Pfarrkirche des umliegenden Stadtteils war. Das Chor war durch einen Lettner vom Schiff getrennt. Die Kirche zählte nicht weniger als dreizehn Altäre. Als besondere Kostbarkeit barg sie den Sarkophag der hl. Attala und eine in ein Kristallgefäss gefasste Hand derselben, die noch heute in der Magdalenenkirche aufbewahrt wird. Eine Wand des Querschiffes zierte ein Heiliges Grab.

In der Reformationszeit traten die adeligen Stiftsdamen zur Lehre Luthers über, die Kirche wurde dem katholischen Kultus entfremdet, die Reliquien der hl. Attala verschwanden und mit ihr die Altäre und viele Kunstwerke. 1702 bezogen die Schwestern der Heimsuchung das Kloster, das ihnen von Ludwig XIV. zur Verfügung gestellt worden war, die Kirche wurde wieder Pfarrkirche, die von Antoniterpriestern versehen wurde. In der französischen Revolutionszeit mussten die Schwestern das Kloster verlassen, die Gebäude und die Kirche wurden versteigert. Die Kirche diente zuerst als Magazin, dann als Synagoge. Die Skulp-

turen und Säulenkapitelle des Portals fielen dem Vandalismus der Bilderstürmer zum Opfer. 1802 begann die systematische Zerstörung; der stattliche Turm wurde bis zur Fensterrose abgebrochen, um Steinmaterial zu gewinnen. Nur der Umstand, dass man für das abgebrannte Stadttheater ein provisorisches Lokal brauchte, verhinderte den völligen Abbruch der Kirche. Aber auch so wurde sie elend verstümmelt, da man im Innern die Säulen und die Gewölbe entfernte, die Mauern der Seitenschiffe erhöhte und so einen hässlichen, unproportionierten Raum schuf. In der Folgezeit drohte der Kirche noch mehrmals der Untergang. Dass sie erhalten blieb, ist ein wesentliches Verdienst des Münsterpredigers Mühe und des Bischofs Andreas Räss.

Alle Freunde der Stephanskirche sind Herrn Ohresser dankbar, dass er auch eingehend der in der heutigen Kirche noch vorhandenen Kunstschätze gedenkt. Das kostbarste Stück sind die beiden, im 15. Jahrhundert von Stiftsdamen des Stephansklosters angefertigten Wandteppiche, welche die Legende der hl. Odilia und Attala darstellen. Die Reproduktionen sind vorzüglich gelungen, wie überhaupt der ganze Bilderschmuck erstklassig ist. Die feine typographische Aufmachung, die der Druckerei Le Roux-Müh zur grössten Ehre gereicht, und die überraschende Mannigfaltigkeit des Illustrationsmaterials, machen aus der Schrift eine der bemerkenswertesten Publikationen auf dem elsässischen Büchermarkt der letzten Jahre, und ein Schmuckstück für die Bibliothek jedes Alsaticasammlers. Für die zahlreichen Schüler des Bischöflichen Gymnasiums, bedeutet das Buch eine wertvolle, bleibende Erinnerung.



Meister Nikolaus von Hagenau, Pieta (früher im Münster)

Beim Schratzmännle

Von A. Beyler

Ein heisser Augusttag ging zu Ende. Schon legte sich der sanftgelbe Abendhimmel mild um die Schultern des Hohnneck, und all die westlichen Berge hüllten ihre Schroffen und Grate in weiches Blau. Müde von der Wanderung, suchte ich an der Halde einen Ort zur kurzen Rast inmitten von blauen Glockenblumen, goldenem Klee, rotleuchtenden Preisselbeeren und blasser Heide. Schräg rechts unter mir ruhte eine Felsgruppe, an die sich mit Purpurglocken behangene Fingerhutstauden und weisse Doldenblumen anschmiegten.

Mein Blick glitt ruhig über die kahlen, fahlen Höhen, wo weiss- und schwarzgefleckte Kühe und Ziegen in stattlichen Herden grasten, hielt etwas inne bei den auf den Bergweiden zerstreut liegenden Melkereien, folgte hellgrünen Talfurchen bergabwärts, wo an den unteren Hängen Gruppen von zwei, drei Wohnhäusern lagerten, umgeben von Feld und Matten mit allerhand Obstbäumen, alles teilweise umfriedet von niederen Steinwällen. Vom Talgrund stieg bläulicher Rauch aus den rötlichen Dächern von Sulzern und Stossweier, den grossen Dörfern des Kleintales, und dort wo die beiden Fechtbäche sich vereinigen, lag träumend Münster.

Das also war die Landschaft, wo schon vor dem Jahre 600 glaubenseifrige Söhne des hl. Benediktus, von Papst Gregor ausgesandt, sich niedergelassen und unter der Bevölkerung der beiden Täler die Saat des Christentums ausgestreut haben. Gegen 600 erbaute der Abt Godvinus am Zusammenfluss der Talbäche die Benediktinerabtei St. Gregorien, auch Confluens oder Monasterium Confluentis genannt, woher der Name Münster für den um das Kloster sich entwickelnden Ort. In jenen Tagen mögen noch dichte Wälder die Bergeshänge bekleidet haben, und die Beschäftigung der Melker war da keine gefahrlose, da sie manchen Kampf mit Wölfen und Bären zu bestehen hatten. Dass damals schon auf den kahlen Höhen Käse bereitet wurden, ist anzunehmen, obwohl die schriftlichen Aufzeichnungen darüber nur bis zum Jahre 1000 zurückgehen. Meine Gedanken weilten so in der Vergangenheit, und da sah ich den Ort Münster zu einer Stadt, umgeben mit Mauern, anwachsen. Neun Orte des Tales: Stossweier, Sulzern, Hohenrod, Eschbach, Luttenbach, Breitenbach, Mühlbach, Metzeral und Sondernach bildeten mit der Stadt Münster eine Gemeinde. Diese hiess «Stadt und Tal Münster» und war als solche eine der elsässischen Städte, gehörte zum Zehnstädtebund und ward schliesslich zur «freien Reichsstadt Münster». Und während ich Reformation, Dreissigjährigen Krieg, Revolution und spätere üble Zeiten sah durch das Tal ziehen, liess

sich auf dem höchsten Fels in meiner Nähe ein Rabe nieder. Er betrachtete mich geraume Zeit und begann schliesslich zu reden:

«Bist wohl müde, Wanderer! Dein Weg führte dich weit über Berge und Täler. Du kommst vom Hohnneck, sahest dort die jäh abstürzenden Felswände, Furchen und Grate. Ueber jene steilen Schatten haben einst die Bauern zweihundert lothringische Reiter in die grausige Tiefe gejagt. Du erblicktest in dem grossartigen Bergkessel die Melkerei Frankental. Ein Pfad führt weiter abwärts durch Stolz' Ablass hinab, das ist der Königs- und Königinpfad. Es war in dunkler Nacht, als einst König Dagobert, vom Feind bedrängt, fliehend diesen schmalen Weg durch den Tannenforst heraufstieg, vorbei an Frankental, noch höher auf steilem Steg zum Frankentalkeller, wo er, bei hartem Brot und dem kühlen Quellwasser der kleinen Höhle, sich lange, bange Tage und Nächte verborgen hielt. Du wandertest dann zum Sulzerner See oder Darensee. Weisst du, weshalb er auch Grüner See genannt wird? Von Johanni bis Jakobi wird sein Wasser allmählich trübe und grünlich. Die Kühe lieben es, davon zu trinken und geben mehr Milch. Nach Jakobi verliert es nach und nach dieses düstere Grün und gewinnt seine frühere Klarheit wieder. Der See ist unermesslich tief. Hier unweit des Ufers hatte sich der Teufel ein stolzes Schloss erbaut. Eines Tages nun, als ihm die Menschen übel mitgespielt, kam er zornig zurück, und in seiner Wut riss er die Felsblöcke der Mauer auseinander und schleuderte sie in den See hinab. Es war gerade zur Schneeschmelze, und bei dem hohen Wasserstand wälzten sich die Fluten über das Ufer und stürzten verheerend und verwüstend durch das Kleintal, so dass auch Münster und das untere Tal überschwemmt wurden. Viele Menschen kamen um, so auch in Weier im Tal. Dort jedoch rettete der büssende Einsiedler vom Sonnenberg manche vom Wassertod. Zum Forlenweier stiegst du hinauf, du weisst, dass sein Spiegel 1061 m über dem Meer liegt, es ist der höchst gelegene See der Vogesen, und dann führte dich der Pfad hierhin.»

«Ich ermüde dich noch mehr, Wanderer?» fragte der Rabe. «O nein,» erwiderte ich, «doch sage mir, schwarzer Vogel, kennst du auch das Schratzmännle, das Gespenst, das sich im Klein- und Grosstal zur Nachtzeit den Schlafenden auf die Brust legt, um sie zu drücken? Besonders in den einsam gelegenen Melkereien ist es gefürchtet.»

Der Rabe wetzte den Schnabel am harten Stein, blickte in die Ferne, als habe er nichts gehört, und schwieg.

Dann fuhr er wie ablenkend fort: «Wanderer, weisst du auch etwas vom Leben der Melker auf den Bergen? So höre. Die Weiden sind meist Eigentum der Gemeinden. Diese verlangen etwa 2 frs. pro Jahr für das Ueberlassen der Plätze. Ein Melker sammelt die Kühe im Dorf. Er zahlt den Eigentümern bis 400 frs. für die Kuh. Er nimmt sie in Pflege, und dafür stehen ihm die Milch des Viehes, Butter und Käse zu. Anfangs Juni zieht der Melker mit dem «Bua» und der Herde auf die Berge, ein froher Aufstieg. Die Kühe sind blank gestriegelt und tragen an einem ledernen Halsband hellgeputzte Glocken und «Drinkle» von verschiedener Grösse. Die Glöcklein jubeln die frohen, hellen Töne in die frühsummerliche Luft, während die «Drinkle», aus Blech geschmiedet, dumpfer, fast wehmütig klingen. Welche Freude bei Melker und Kühen, wenn sie unter so eigenartigem Geräusche zu Berg fahren! Da erblicken wir den Wisskopf, den Diwer, den Stolz, den Kohler, den Schnüzer und wie die Kühe alle heissen. Droben erwartet sie die Melkerei, d. h. der Stall für das Vieh und ein Raum für den Melker und seine Gehilfen. Das Vieh bleibt bei gutem Wetter Tag und Nacht draussen, morgens und abends treibt man es ein, damit es gemolken werde, dann geht es wieder auf die Weide. Die Milch kommt in grosse, hölzerne Bütten oder kupferne Kessel. In die warme Milch giesst der Melker den «Lub», einen essigfarbenen Extrakt. Früher benutzte man statt dessen den getrockneten Labmagen von Kälbern. Diese Essenz bewirkt, dass die Milch schon nach einer halben Stunde geronnen ist. Die wässrige Flüssigkeit wird mit einer kupfernen Hand-schaufel abgeschöpft und die dicke Milch in die kleinen hölzernen Käseformen geschüttet. Diese bringt man auf Gestelle, deren Bretter etwas schief liegen. Hier scheidet die Flüssigkeit immer mehr aus, sickert durch die kleinen Oeffnungen der Formen, tropft auf die Bretter und fliesst in einen grossen Behälter. Aus diesem Abgeflossenen erhält man durch Erhitzen und Beifügen von «Lub» eine käseartige Masse, den «Zieger». Der Käse in der Form aber wird oben gesalzen, umgedreht und wieder gesalzen. Schliesslich ist er fester geworden und kommt in einen luftigen Raum, wo er bei täglichem Abwaschen nach und nach trocknet und sich braungelblich färbt. Nach etwa vier Wochen ist er zum Verkauf bereit. Früher trugen Esel auf einem Rückengestell die Käse täglich zu Tal. Heute benutzt man etwa zweimal wöchentlich einen zweirädrigen Karren, welcher eine grössere Anzahl fassen kann.

Den Melkern fehlt es demnach nicht an Arbeit. Und dabei leben sie sehr einfach, hauptsächlich von Milch, Käse, Butter, Brot und Kartoffeln. Als besonders feines Gericht gelten die «gebräggelten» Kartoffeln, die unter Zusatz von viel Butter auf besondere Weise bereitet werden. Jedoch ist ihr Leben droben in der Bergeseinsamkeit nicht ohne

Freude. Die Bergmattenbrunnen inmitten der blumigen Weiden, Morgen- und Abendgold leuchten hier oben schöner als drunten, der Mittagshimmel wölbt sich in reinerem, klarerem Blau über die Hochmatten, und die Sterne strahlen und funkeln in lebhafteren Farben. Wenn aber der Regen einsetzt und die Wolken an Dach und Wänden der Hütte vorbeijagen, beschleicht einen ein sonderbares Gefühl. Unheimlich aber wird es, wenn in nächtlicher Stunde das «wütende Heer», wie man sagt, über die Wälder und Weiden, Schluchten und Seekessel rast. Nach des Tages Arbeit greift der Melker zuweilen zum Alphorn, und ein gar wehmütiger Ton schwebt über Halde und Tal, weckt das Echo ringsum und ruft solange, bis ein Melker auf der anderen Seite antwortet. Oft auch jauchzt er seine Freude in manch frohem Lied in die Berge:

Uff em Bargle
bin i gsasse,
ha de Viele züagschoit.
Sie henn g'sunge,
sie henn g'sprunge,
henn s'Neschtle geboit.

Uff de Matte
bin i gange,
lüag, was Summer-
veiele do.
Sie henn g'soge,
sie henn g'floge,
gar ze luschtig henn sie
g'toh.

Uff de Bargle
isch mi Lawe,
niene bin i sunscht so froh.
I túa singe,
i túa springe,
mein i bin im Himmel scho.

Oder:

Kiajele, Kiajele, Blass un Starn,
kummet züa mr, i hab öich garn.
In de Hand hab i de Stacke,
üs dr Tasch gib i ze schlacke (Salz).
Kummet, kummet all züa mir,
solches hab i immer bi mir.
Refrain: Un e Joch, un e Joch,
un e Tralerilara, a Tralerilara!
Luschtig isch dr Büa.

So 'ne Wiwele müas mr haa,
das brav alles schaffe kaa.
Sie kann malke, sie kann kaase,
Nusse schwinge mit'm Baase.
So 'ne Wiwele müas mr haa,
das brav alles schaffe kaa.
Refrain: Un e Joch etc.

Andlich kummt dr Michelsdaa,
Mian die Malker vu de Bargle raa.
Milch und Butter mien se vergasse,
Süri Rüawe mien sie asse.
O du trüriger Michelsdaa,
bisch jetzt dü schun widder do.
Refrain: Un e Joch etc.



Photo G. Meyer

Metzeral-Sondernach

«Wanderer, du wirst schläfrig!» unterbrach sich der Rabe und schaute mich über die Schulter an.

«Nein, nein!» bestritt ich, «erzähle nur weiter, schwarzer Vogel!»

«Ich will dich nicht mehr lange belästigen. Nur noch weniges weiss ich dir zu sagen, Wanderer. In früherer Zeit liebte man hier eine dem Tale eigene Tracht. Der Mann trug einen breitkrempierten Hut, bei der Arbeit eine runde kleine Melkerkappe und ein kurzes Wams, dessen Aermel meist umschlagen waren, sodass man die weissen Hemdärmel bis zum Ellenbogen sah, und Holzschuh. Frauen legten grossen Wert auf schwarze oder farbige, reich beblümete Seidenschürzen und grosse, ähnlich verzierte Schultertücher. Sie trugen zwei Sorten von Kopfbedeckungen. Die «Bodenkappe» deckte den Hinterkopf, die «Nebelskappe» sass nur auf dem Scheitel. Beide waren aus schwarzem oder farbigem Taffet gefertigt und durch zwei Bänder unter dem Kinn festgebunden. Damals war die «Quallstüb» oder Spinnstube beliebt. Auch gin man in die «Kirnstüb». Da wurden bei munterer Rede die Nüsse aufgeschlagen. In späterer Stunde ass man Fleisch, Käse, Butter, Nüsse mit Brot und erzählte allerhand grausige Gespenstergeschichten!»

Mehr verstand ich nicht mehr. Ich lag da wie im Traum, in schwerem Traum und glaubte, halb zu wachen. Ein unheimliches Wesen sah ich an mir heraufkriechen, ich versuchte, danach zu schlagen, konnte aber keinen Arm bewegen. Immer näher kam es herauf, legte sich zentnerschwer auf die Brust. Mein Atem stockte, ich war dem Ersticken nahe. Aufspringen, schreien wollte ich. Ich lag wie gelähmt. Der Angstschweiss trat mir auf die Stirne. Endlich war die Brust frei. Ich schlug die Augen auf und sah den Raben mit ruhigem Flügelschlag langsam bergwärts fliegen. Und ein schrecklicher Schrei durchdrang die Einsamkeit. «Wahrhaftig», sagte ich mir, «dieser schwarze Vogel war das leibhaftige Schratzmännle!»

Ich stand auf. Es war düster geworden. Die gelben Wollblumen, prächtige Königskerzen am Granitblock, leuchteten im Halbdunkel, und aus dem Gebüsch schwebten still und geheimnisvoll die Glühwürmchen. Und als ich talwärts schritt, klang ein Lied sanft aus der Ferne zu mir herüber:

Wenn die Kiahli weide,
 haa die Malker Fraijde,
 wenn dis griene Gras
 uff de Barge steht.
 Luschtig juchhe!

LE GIESSEN

Par Georges Sonntag

J'aime rester près du Giessen sinueux et chantant, et suivre son cours ombrageux et plein d'imprévus.

Là, il court et cabriole comme un fol cabri sur les cailloux roses et blancs de sa couche scintillante, entre les saules qui s'accrochent désespérément aux rives, qu'il mine en sournois, avec sa figure innocente et souriante de cristal limpide.

Plus loin, essouffé, il se berce à l'ombre des arbres. Il se fait lourd, languissant, frissonnant et s'étire comme une femme qui s'ennuie. Rien ne trouble son ondoyante apathie. Les vastes aulnes aux branches tentaculaires le protègent, tels les rideaux cachant les mystères intimes des alcôves. Une libellule, aux reflets irisés, se pose délicatement sur un brin de jonc qui flotte à sa surface.

Couché dans l'herbe haute, je regarde le Giessen somnoler, essayant de percer son ondoyant mystère

Est-ce bien toi si doux, si moelleux, si frais, si voluptueux qui, il y a un moment, sautais gaiement de pierre en pierre, chantant à tue-tête ton gai clapotis ; éclatant de lumière dans ta robe fluide et chatoyante semée de diamants aux feux diaprés ?

Serais-tu à la fois femme mystérieuse, pleine de désirs et jeune fille folle de sa parure neuve ?

Est-ce bien toi, qui, en hiver, te déchaînes furieusement en torrent impétueux, arrachant ponts, arbres et maisons, submergeant de tes ondes gluantes de boue la gentille et verdoyante vallée ?

Qui oserait présager, que toi éternel et solitaire promeneur te changes d'un instant à l'autre en chef d'une envahissante horde de brigands rasant tout à même le sol, pillant et traînant avec elle le butin ravi ?

Mais les saules rabourgris, accrochés à tes rives escarpées t'accusent. Ils te mendent, misérable, un peu de fraîcheur et d'humidité.

Leurs aulnes frémissant te montrent du doigt. Leurs racines à nu, arrachées, écorchées par ta

patient torture, ils réparent à la chaleur du soleil leurs défigurantes blessures. La terre elle-même porte la trace visible de la lutte méchante et sournoise que tu livres : elle est éventrée, minée, rognée.

Honteux de posséder un tel ami je m'en vais, triste, parmi les fleurs des champs aux odeurs mielleuses, bourdonnantes d'abeilles fiévreuses.

Mais de là-bas, la murmurante chanson du ruisseau se glisse dans mes oreilles. Son cours indolent, plein d'une irritante sensualité me charme.

Je me dirige vers le barrage et je m'assieds sur un rocher au milieu des ondes sautillantes, comme les enfants, sur le pré devant moi, jouant à cache-cache derrière les tas de regain.

Là, je me trouve tout près du Giessen. Je vais enfin pouvoir éclaircir son mystère.

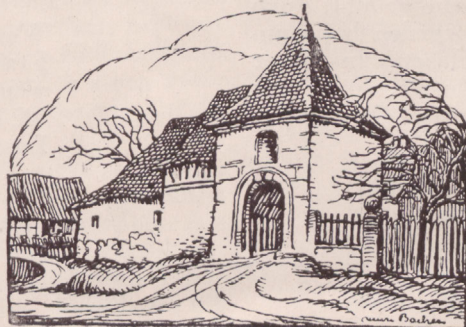
J'écoute sa musique. Des rires cascades de violons, des piailleries stridentes de fifres saluent chacune de ses cabrioles fantaisistes sur les blocs de grès rouge. Mais un sombre et profond murmure de violoncelle me prévient de sa constante et terrifiante menace.

Je vois sa figure : là riieuse, fraîche comme celle d'une petite gamine ivre de jeunesse et de plaisir ; ici, le front plissé, les yeux sournois, une bouche au rictus ironique, entourée de plis amers ; figure de brigand, qui opère dans la nuit des grosses roches pour saper le fond et faire choir les imprudents.

Son toucher est moelleux, caressant. Mais là où il fait sa mauvaise tête, il est rude et brutal. Sa poigne ne pardonne pas, quand d'une seule masse il tombe sur vous, vous entraîne et vous enfonce.

Ah ! Giessen tu as l'âme de ces femmes dont on ne peut jamais se débarrasser entièrement.

Je pars épouvanté de sa duplicité sachant que je reviendrai le lendemain.



Die Schlacht bei Saarburg

Selbsterlebtes von Maria Conventz

Was ich hier schreibe, ist eine getreue Wiedergabe meiner im August 1914 gemachten Notizen: ein Stückchen Heimatgeschichte, das nicht ohne Interesse sein dürfte.

Die Handlung spielt sich ab in und um den etwa 20 km nordwestlich vom Donon gelegenen Weiler Eigtal. Das ausser einem Schulhause etwa vierzig Häuser zählende Dorf befindet sich inmitten des niedlichen, von bewaldeten Höhen umgebenen und nach Südwesten, nach dem Saartal zu, offenen Hiebelsbachtals, Maiental genannt. Auf dem nordöstlich davon sich erhebenden Léonsberge sitzen die zwei und zwanzig Häuser des Weilers St. Léon und die Léonskapelle. Drei Häuser schauen ins Maiental hinab, einige zum Kriehof, die meisten aber über Walscheid und das Bibertal hinaus auf die Haarberger und Arzweiler Höhen. Auf dem Paulsberge, im Südosten Eigtals, reihen sich wie die Perlen eines Rosenkranzgesetzes die zehn Häuser des Weilers Nonnenburg aneinander. Eigtal, St. Léon und Nonnenburg gehören zur Gemeinde und zur Pfarrei Walscheid. Zwei Kilometer südlich von Eigtal, d. h. im Saartal, liegt das Alberschweiler Sanatorium.

In dieser Gebirgsecke muss die Saarburger Schlacht am schrecklichsten gewütet haben. Während auf der ganzen Linie Metz-Donon beide Artillerien, die französische wie die deutsche, nur 75 mm Geschosse abfeuerten, empfingen der Saint-Léon und seine nächste Umgebung während der zwei letzten Kampftage 110 mm Geschosse, die ihnen die in aller Eile in Dagsburg aufgestellte und durch General Deimling kommandierte schwere deutsche Artillerie zusandte. Als junge Lehrerin in Eigtal habe ich diesen Teil der Schlacht miterlebt und Tag für Tag meine Eindrücke niedergeschrieben. Hier meine damals gemachten Aufzeichnungen:

Sonntag, den 16. August 1914.

Mit Rucksack und ausdauernden Schuhen versehen, schieben die an der Dononstrasse wohnenden Forstbeamten ab. «Was gibts?» — «Richtet Euch, 's geht los! Die Franzosen kommen uns auf den Fersen nach. Sie haben den Donon überschritten, gleich sind sie hier.» —

Wie ein Lauffeuer verbreitet sich diese Kunde. Und junge Mütter klagen: «Unsere Männer im Felde, wir mit den Kindern im Feuer. Was wird noch aus uns werden? Vielleicht kommen sie zurück, und wir sind nicht mehr.» — Die Kleinen weinen, weil Grössere jammern. Die reifere Jugend steht sprachlos und gespannt da. Die älteren Leute gleichen wandelnden Marmorfiguren. Ich

selbst empfinde die entgegengesetztesten Gefühle. Schliesslich scheint doch neben einem bangen Erwarten eine gewisse Begeisterung die Oberhand zu gewinnen. Ich werde Franzosen sehen, Franzosen, von denen die Eltern uns Kindern so viel Gutes und Ruhmvolles zu erzählen wussten, werde mit ihnen französisch sprechen und, insofern das Schicksal mir günstig ist, liebe Verwandte wiedersehen. Schon male ich mir im Geiste dieses Wiedersehen unter gewaltigem Kanonendonner aus. Ich sehe das Erzittern der Berge, die Handlung der Flieger, der Soldaten, meine eigene: die Flucht von einem Felsen zum andern mit dem Bündel auf dem Rücken usw.

Montag, den 17. August 1914.

Gegen Mittag kommen die ersten Franzosen. Auf der Linie Saarburg, Hochwalsch, Hommert, Dagsburg stehen die deutschen Truppen. Gegen 1 Uhr ist die französische Patrouille im Dorf, etwa 15 Mann «chasseurs à cheval», und erkundigt sich mit vorgehaltenem Revolver nach dem Feinde. Die jungen Leute zittern, den Frauen klappern die Zähne, und auf Fragen hacken die Alten undefinierbare Wörter und Sätze zusammen. Ich werde gerufen: «Fräulein, Sie sind jetzt unser Bürgermeister, Sie müssen uns verteidigen, sonst werden wir alle erschossen». — «Das fängt ja schön an!» gebe ich zur Antwort und eile zum Patrouillenfürher. Dieser kommt uns entgegen, zieht seinen Revolver, setzt mir die Mündung desselben direkt auf die Brust und fragt: «Madame, pouvez-vous nous dire où est l'ennemi?» — Ungeahnte Situation. Das Herz klopft mir zum Zerspringen. Ich sehe mich schon ins Jenseits befördert, werfe einen drolligen Blick zuerst auf den Revolver, dann auf seinen Träger, dessen Gesichtsausdruck in offenbarem Widerspruche steht mit der eingenommenen drohenden Haltung und — breche in helles, herzliches Lachen aus. Galgenhumor im wahrsten Sinne des Wortes. Der Franzose lacht aber mit, steckt seinen Revolver ein und fragt in weniger hartem Tone: «Y a-t-il des soldats ennemis au village?» — Tief aufatmend erwidere ich: «Moi, pour ma part, je ne peux pas vous donner d'explications. J'étais tout le temps dans ma cuisine et je n'ai rien vu.» — Nous mettrons le feu à vos maisons si l'ennemi est caché ici. Nous agirons tel qu'il le fit à Badonwiller.» Und nach einer Weile: «Pourtant, à Badonwiller, il a même fait pire que nous ne le ferions. Il a fusillé les habitants, sans motifs, sans jugement.» — Und zu den Soldaten gewandt: «En avant, les Anglais, nous allons voir!» Nach einigem Hin- und Herreiten und -suchen

geht's wieder ab, auf Alberschweiler zu. Der erste Schrecken ist glücklich überstanden.

Eine Stunde drauf marschiert das 92. Inf. Regt. das Tal herauf mit Munition, Bagage und vier Krankenwagen. Zwei Bataillone begeben sich gleich den Berg hinauf, das eine nach St. Léon, das andere nach Nonnenburg, die Uebrigen bleiben hier. Diesen Männern und ihrer Kleidung sieht man an, dass sie schon einen langen Marsch hinter sich haben. Hineckend vor Müdigkeit, versehen mit staubbedeckten Schnürschuhen und Gamaschen, mit einem langen blauen, hie und da, schon ausgefranzten Mantel, zwischen dessen aufgesteckten Ecken rote Hosen blinken, so rücken sie an. Die Disciplin ist eine ziemlich lockere. Mehrmals wiederholt der französische Offizier den Befehl, bis er ausgeführt wird. Es fehlt ihm der übliche Kommandoschneid. Der militärische Gruss hat nicht das Aussehen, als gelte er einem Vorgesetzten, sondern eher einem Freunde. Uebrigens sind auch bei den Mannschaften alle Altersklassen vertreten, vom achtzehnjährigen Jüngling bis zum ergrauten Manne. Es hat den Anschein, als habe Frankreich seine Kerntuppen für sonstwo aufgespart, oder es habe Reserve, Landwehr, Landsturm, mit einem Worte, alle Gedienten zu den Aktiven geworfen.

Gleich nach ihrem Einmarsch zerschneiden die Franzosen die Telephondrähte, zerschlagen den Briefkasten, reißen alle Mobilmachungsplakate und Aufrufe am Spritzenhaus ab und bringen die Flagge der Genfer Konvention an (ein rotes Kreuz auf weissem Grunde), erkundigen und vergewissern sich, ob niemand Telephon im Hause habe oder gar verborgen im Keller, versperren und bewachen alle Zugänge zum Dorfe und verkünden: «Niemand darf zum Dorf hinaus, auch kein Vieh fortführen. Wer zuwider handelt, wird erschossen.» Das Militär wird auf die vierzig Häuser des Dorfes verteilt: 10, 20, 30, 40 Mann pro Haus. Das Schulhaus bleibt verschont. Bei Florenz Halter wird das Telephon eingerichtet. Die Soldaten bringen ihr Fleisch in die Häuser, lassen es braten und kochen, während die Bewohner Kartoffeln und Gemüse dazu liefern. Was das Militär wünscht, kauft und bezahlt es. Niemand kann sich beklagen. Die Franzosen sind nicht aufdringlich und verstehen es vorzüglich, sich durch ihr freies, offenes, ungezwungenes Auftreten die Sympathie zu erwerben.

Dienstag, den 18. August 1914.

Gegen Mittag macht sich das ganze Regiment wieder auf den Weg nach Alberschweiler, um, wie die Soldaten sagen, über Valette auf die Höhen südlich von Vallerystal-Dreibrunnen zu gelangen.

Im Laufe des Nachmittags marschieren die Jäger an, das 1., 17., 21. und 31. Regiment der Chasseurs à pieds. Ein Teil geht gleich auf St. Léon

zu. Die andern bleiben hier. Das ganze Dorf und Wiesental, das Katzental und die Wälder um Eigentental sind angefüllt von biwakierenden Soldaten. Mit Blitzesschnelle wird mittels kurzstieliger Schaufel der Herd gegraben, zu beiden Seiten je ein grosser Stein gestellt, Fleisch und Gemüse gefasst, Feuer gemacht und abgekocht. Einige Bewohner geben ihre gewaltigen Viehkessel dazu, die grossen Holzstösse vor den Häusern schmelzen merklich zusammen, der geschnittene, aber noch nicht eingehimmte Hafer lichtet sich, da er als Anfeuerungsmaterial genommen wird, und den Kartoffelfeldern werden Besuche abgestattet. Abends zehn Uhr, als alles in bester Laune zusammensitzt, erschallt plötzlich ein schriller Pfiff: Ansammeln! Die übriggebliebene gute Suppe in die geliehenen Kessel schüttend und der Bevölkerung zurücklassend, marschieren alle Regimenter, an der Spitze 28 höhere Offiziere und ein Brigadegeneral, die im Dorfe logierten, das Tal hinab, um irgendwo Aufstellung zu nehmen.

Mittwoch, den 19. August 1914.

Auf dem Léonsberge werden Verschanzungsarbeiten vorgenommen, d. h. um die ganze Höhe herum, von der Kapelle bis zum Blöcherplatz und zum Soldatenkopf, und vom Sattel, bei der Strasse beginnend, bis nach Vallerystal zu werfen die Franzosen seit zwei Tagen kilometerlange, $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ m tiefe Schützengräben aus.

Von morgens 5 Uhr ab marschieren Infanterietruppen (158er) den Léonsberg hinauf. Von 7 Uhr ab folgt die leichte Feldartillerie des 6. Artillerieregiments mit 22 Kanonen und einer Menge Munitionswagen. An drei Plätzen werden je vier Kanonen aufgestellt: Zweihundert Meter oberhalb des Eigentaler Schulhauses, beim Münichshof und am roten plattener Weg, südöstlich von St. Léon. Zehn, die keine geeigneten Plätze gefunden, knarren wieder das Tal hinab. Im Galopp eilen jetzt die letzten Munitionswagen den Berg hinauf.

Gegen 3 Uhr schlägt eine Granate in die Nähe der französischen Stellungen ein. Nach etwa zehn Minuten wird der Gruss von französischer Seite aus erwidert. Nun geht's los! taktaktak, tätätätätätätä, dass einem Hören und Sehen vergeht. Fensterscheiben klirren, Häuser erzittern.

Gegen 6 Uhr abends hören wir keine Infanterie mehr und sind der Meinung, dass die Artillerie sich gegenseitig zu vernichten sucht. Das französische Militär belehrt uns aber eines Besseren. Die Front ist um einige Kilometer von uns weg nach Norden gerückt. Jäger und Infanteristen schwärmen über Walscheid und Rotstein die Haarberger Höhen hinauf, treiben die Deutschen zurück und behaupten sich auf jenen Höhen.

Gegen 8 Uhr abends legt sich der Kampf. Es tauchen drei deutsche Aeroplane auf und rattern zwischen die durch die platzenden Schrapnells



A. Hadey

Kapelle bei
Bliegersweiler

entstehenden weissen Wölkchen durch, fortwährend Gegenstände herabwerfend, die das Aussehen fallender Sterne haben. Die einen glauben Petarden darin zu erblicken, die andern halten es für irgend ein Zeichen der Verständigung. Ueber Nacht bleiben die Kanonen oben, während Munitionswagen talwärts karren. Das Militär macht es sich in den verlassenem Häusern von St. Léon bequem, deren Bewohner im Walde unter Felsen kampieren.

Donnerstag, den 20. August 1914.

Ich frage mich, ob der Höhepunkt dieses grossartigsten, modernen Trauer- und Schauspiels schon erreicht ist oder ob der heutige Tag ihn erst bringen wird. Viele glauben an eine deutsche Gegenoffensive. O weh' dann!

Um 6 Uhr beginnt die Kanonade auf Flieger, um 9 der eigentliche Kampf. Gegen 10 Uhr wird der Kanonendonner plötzlich intensiver, dumpfer, dröhnender, unheimlicher. Die Explosionen der Granaten und Schrapnells haben die Stärke des in allernächster Nähe erfolgten heftigsten Blitzschlages, nur viel dumpfer. Wie wir erfahren, hat die schwere deutsche Artillerie eingegriffen. Sie soll auf den Dagsburger Höhen postiert sein. Ziegelstücke, Granatsplitter, Kugeln, Bruchstücke von Schrapnells fliegen umher. St. Léon steht in Flammen. Das halbe Eigental flüchtet in meinen gewölbten Schulkeller, insgesamt 68 Zivilpersonen. Die Soldaten stellen sich dicht neben die Häusermauern. Eine Granate schlägt in den Berg ein, gegenüber der Schultür, und verfinstert uns während einiger Minuten den Tag. Verwundete über

Verwundete humpeln, auf Kameraden gestützt, den Berg herab und werden im Schulsaale von einem Sanitäter verbunden. Ich bin «Madame l'Infirmière» geworden.

Nach kurzer Mittagspause, während welcher die Flieger kreisen, wird der Kampf mit unbeschreiblicher Heftigkeit wieder aufgenommen. Die Gefühle, die sich unter solchen Umständen des Menschen bemächtigen, lassen sich nicht beschreiben. Nur wer mitten im Feuer oder in allernächster Nähe gestanden, kann sie voll und ganz erfassen. Das Brüllen des in den Flammen stehenden Viehes, das Krachen und Rappeln der auffallenden Ziegelstücke, das Klirren der Fensterscheiben, das ununterbrochene Knattern der Maschinengewehre und Flinten, der wuchtige Kanonendonner, das Zischen der Geschosse, die gewaltigen Explosionen, alles zusammen einen ohrenbetäubenden Unterweltslärm bildend, dazu der trübe, rauchende Himmel, das Einatmen einer pulvergeschwängerten Luft, der Anblick zerfleischter Krieger und brennender Häuser, das alles macht den Menschen richtig wahnsinnig mit einem unwiderstehlichen Bedürfnis zu kämpfen, zu helfen oder zu flüchten. Und das nennt die Welt Mut, bzw. Feigheit!

Von Mittag ab ist weder Arzt noch Sanitäter, weder Krankenwagen, noch Bahre zu sehen. Prozessionsweise schleppen sich verwundete Franzosen den Berg herab und harren vor meiner Türe der Verpflegung. Dem Schrapnellregen zum Trotze lege ich jedem einen Notverband an und weise ihm den kürzesten Weg zum Alberschweiler Sanatorium (20 Minuten). Mindestens zehn Mann werden auf diese Art vor der Schultüre verbunden, und ein Dutzend beim Schulkeller. Frau August Metzger steht mir beim Keller helfend zur Seite. Bertha Kriner und Victorine Koulmann, zwei kaum der Schule entlassene Mädchen, tragen für hier und für dort Wasser bei, das am Laufbrunnen mitten im Dorfe geholt werden muss, da wir keine Wasserleitung besitzen. Beim Verbinden eines gegenüber der Schultüre an den Berg angelehnten Verwundeten durchlöchert ein daherfliegendes kaum 1 cm breites und 8 cm langes Schrapnellstück mein Kleid und streift die rechte Ferse. Instinktiv springe ich, Schutz suchend, zum Schulkeller. Doch beim Öffnen der Türe überläuft mich erst recht ein kalter Schauer. Im stickigen Halbdunkel zeichnen sich achtundsechzig leichenfarbene Gesichter ab, aus denen achtundsechzig Paar hohle Augen regungslos zur Tür glotzen. Meine Kellerinsassen vor Schrecken zu Tode erstarrt. Ich laufe zurück auf die Gasse, hinauf in meine Wohnung, hinüber zur Schule. Wahnsinn? — Alles nur Wahnsinn. Der ganze Krieg — Wahnsinn.

Gegen 6 Uhr abends verstummt der Kanonendonner und löst bei uns, wie auf Kommando, einen

langen, aus tiefstem Innern kommenden Zug der Erleichterung aus. Plötzlich einsetzende dumpfe Hurrarufe sagen uns aber, dass der für die Kämpfer schrecklichste Augenblick da ist: der Bajonettangriff. Teile des deutschen 8. Jägerbataillons und des Inf. Regt. 132 sind einen gedeckten und versteckten Pfad hinauf, über Beimbach kommend, beim Soldatenkopf und Blöcherplatz den Franzosen in den Rücken gefallen, während ein anderer Teil die steilen Anhöhen im Sturm erklettert. Gleich drauf kommen französische Soldaten mit 32 gefangenen Deutschen den Berg herab. Sie zeigen ihren Becher, schnell bringen wir Wasser. Der den Zug abschliessende Franzose dreht sich nochmals um und ruft uns zu, auf die Gefangenen zeigend: «Nous dûmes être trahis par un garde-forestier de la Beimbach.»

Im Laufe des Nachmittags soll der pensionierte Fabrikarbeiter Florenz Halter gerade im Momente, wo er seiner Frau von einem zufällig gehörten Telephongespräche berichten wollte, von Franzosen aufgefordert worden sein, ihnen den Weg nach Valette zu zeigen. Er ist bis jetzt nicht zurückgekehrt.

Nachtrag: Der Greis ist in französische Gefangenschaft abgeführt worden.

Gegen 8 Uhr abends tritt Ruhe ein. Meine Kellerinsassen kommen wieder zu Leben. Sanitätswagen fahren die ganze Nacht hindurch auf und ab und bringen die auf dem Schlachtfelde liegenden Verwundeten fort. Sie transportieren auch Tote über die Grenze, denn eben fährt ein Wagen vorbei, auf dem mindesten zwanzig Männer wie aufgeschichtete Getreidegarben liegen. — Schrecklicher Tag!

Freitag, den 21. August 1914.

Die Franzosen stehen am Blöcherplatz und am Soldatenkopf wieder in ihren vor Beginn der Schlacht ausgeworfenen Schützengraben. Die Deutschen haben diese, gestern im Bajonettkampf eroberten Plätze während der Nacht geräumt, wahrscheinlich weil der Feind aus St. Léon nicht zu verdrängen ist.

Die Bewohner von St. Léon und Nonnenburg, die schon zwei Tage und zwei Nächte unterm Teufelsfelsen zugebracht, verlassen mit Tagesanbruch ihr unsicher gewordenes Versteck und stürzen im Laufschrift die Nonnenburger Höhen herab. Gleich den Eigentälern suchen auch sie Deckung im geräumigen, für die Umstände aber als viel zu klein sich erweisenden Schulkeller. Was bei uns nicht mehr unterkommt, muss leider ins Bremental flüchten.

Um 6 Uhr beginnt der mörderische Kampf und wütet mit gleicher Heftigkeit wie gestern. Er wird aber nicht mehr in gleichem Masse empfunden, so sehr sind wir schon abgestumpft. Ueber St. Léon tut's furchtbar absetzen. Die Reihen der Franzo-



Marcel Waeldin

Die Kreuzbergkapelle

sen lichten sich immer mehr. «Là haut, c'est pire que boucherie.» Doch keiner weicht. «Tenons ferme. La tête du renfort est déjà à St. Quirin.»

Nach kurzer, von kreisenden Fliegern ausgenützter Mittagspause, setzt der heftige Kanonendonner wieder ein. Das plötzliche Ausbleiben des schon so familiär gewordenen Rrrrrrklapak auf den Dächern, sowie das Pfeifen der Artilleriegeschosse belehren uns, dass sich der Granaten- und Schrapnellregen nicht mehr über uns, sondern weiter südwärts übers Saartal ergiesst, über St. Quirin.

Seit 1 Uhr scheint die Taktik überhaupt geändert zu haben. Wie aus den Worten des Militärs zu ersehen, sollen sich Abteilungen deutscher Truppen vom Gebirge her nach Soldatental zu durcharbeiten und mit den Saaburgern einen grossen, nach St. Quirin zu offenen Ring bilden um die auf den Freiwalder Höhen, auf St. Léon und Blöcherplatz festgewurzelte französische Brigade. Der «renfort» bleibt aus, eine Umzingelung steht bevor. Befehl: «Sauve qui peut!» Die Franzosen flüchten am Walde entlang der Richtung St. Quirin zu.

Mantel und Tornister werden, insofern sie einem schnellen Fortkommen hinderlich sind, weggeworfen. (Es herrscht nämlich eine fast unausstehliche Gluthitze). Eine den Rückzug deckende Abteilung Infanterie wirft eiligst das südwestlich Eigentals gelegene Feld herauf Schützengräben aus, während sich eine solche der Artillerie direkt dahinter postiert, dreiundvierzig Schüsse abfeuert und abzieht, das übrige der Infanterie überlassend. Indessen rollt deutscherseits der Kanonendonner immer weiter. Die Geschosse fliegen alle über unsere Köpfe der Grenze zu.

Gegen 3 Uhr erschallen von den nordwestlichen Höhen, vom Sonnenberg her, grausigdumpfe Hurarufe. Wieder Bajonettangriff. Gegen 5 Uhr ziehen die letzten Franzosen, etwa fünfzig bis sechzig Mann, in geschlossener Reihe die Talstrasse hinab.

Der Deckungskampf im Tale kostet den Franzosen zwei Tote und fünf Verwundete. Die zwei Toten sehe ich noch, von meinem Küchenfenster aus, auf dem Wege nach Valette fallen. Sie werfen die Flinte weg, strecken beide Arme einige Minuten lang hoch und sinken dann leblos um. Orts-

eingesessene bringen mir einige Minuten später die fünf Verwundeten zum Verbinden, die sodann in Küblers Scheune auf Heu gebettet werden.

Gegen 6 Uhr abends kommen die ersten deutschen Truppen ins Dorf, die 8. Jäger und die 132er. Wir erhalten den Befehl: «Sämtliche Räume sind offen zu halten, um dem Militär, das sich auf die verschiedenen Häuser verteilen wird, das Suchen nach eventl. versteckten feindlichen Soldaten zu erleichtern». Ich werde zum Leutnant gerufen: «Sind noch Franzosen hier?» — «Ich glaube kaum, ausser fünf Schwerverwundeten, die, vor einer Stunde verbunden, hier in der Scheune liegen.» — «Wir wollen sie sehen. — So können diese Leute nicht bleiben!» — Und schon ist einer die Leiter hinaufgeklettert und wirft, während seine Kameraden «aufgepflanzt» da stehen, ein Dutzend Strohbindel herab, worin die verduzt dreinschauenden Franzosen schön weich gebettet werden.

Ich kehre zurück zu meiner Wohnung, die ich offen gelassen. Welch' ein Anblick! Das Militär «hat abgesucht». Meine Bücherkisten sind durchwühlt, die zwei obersten leer. Eine Stunde später marschieren in Begleitung der Feldküchen die 105er durch den Ort und biwakieren unterhalb desselben. Tiefen Eindruck macht der schöne, durch die gegenüberliegende Bergwand verstärkte Männerchor: «Vater, ich rufe dich!» Er wirkt erhebend und grauenerregend zugleich. Die deutsche Artillerie, die von St. Léon aus, wo sie jetzt Aufstellung genommen, unausgesetzt die Gegend von Albersweiler, Wasperweiler und St. Quirin mit Granaten versieht, spielt die grausige Begleitung dazu. Dichte Rauchwolken verraten Feuersbrünste in Albersweiler und im Kisytal.

Samstag, den 22. August 1914.

Im Schulsaale ist das Telephon eingerichtet, und im vorderen Zimmer meiner Wohnung wird die Feldpost abgegeben.

Vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend ist Truppendurchmarsch, offenbar nur Aktive und Reserve, denn allesamt sind sie sehr jung. Mannschaften wie Offiziere sind gut gestiefelt und peinlich sauber, Waffen und Geschirr blank genutzt. Die feldgraue Uniform sitzt wie angegossen. Der Marschrhythmus und -gesang sind von ausgezeichneter Wirkung. Aber welche Menge Soldaten! Es hat den Anschein, als wäre ein Vorbeidefilieren Deutschlands gesamter Wehrmacht vorgehen. Regimenter sind jedoch keine zu erkennen. Soldaten wie Offiziere haben ihre Achselklappen umgedreht oder verdeckt, manche gar abgetrennt.

Das Helmtuch tragen sie links mit der Nummer nach hinten.

Sonntag, den 23. August 1914.

Unaufhörlicher Truppendurchmarsch. Nachmittags folgen Bagagewagen und Feldpost. Abends tritt eine ganz ungewohnte Stille ein, die hie und da von den widerhallenden Tritten einer Patrouille unterbrochen wird.

Montag, den 24. August 1914.

Alles vorbei. Der Vorwitz treibt mich, trotz des Verbots, die Léonsberger Höhen hinauf, wo Walscheids rüstige Männer die letzten Toten begraben. Ein grauenvoller und Grauen erregender Anblick, zerwühlte Felder, zerschossene Wälder. Der ganze Berg von St. Léon bis zum Blöcherplatz ist übersät mit Tornistern, Geschossteilen, zerbrochenen Waffen, Konservenbüchsen, Schanzzeug und Geschirr. Dazwischen lagern rote und blaue Uniformfetzen, und, hie und da, besonders bei Granatlöchern, bei zersplitterten Bäumen, grässlich verstümmelte Körper und Körperteile toter Franzosen. Einer, dessen Gesicht schmerzverzerrt, ballt beide Hände zu Fäusten. Sein Nebenmann, dem die Augen förmlich zum Kopfe herabhängen, hält krampfhaft seinen Leib. Ein anderer zeigt einen Ausdruck wehmütiger Ergebung. Die Uebrigen haben ihr Gesicht der Erde zugewandt, ganz so, als schliefen sie.

Der Weiler St. Léon, der 22 Häuser zählte, ist ein einziger Trümmerhaufen, fünf Häuser sind niedergebrannt, die andern niedergeschossen. Eigentum? Nonnenburg? Die Felder von Eigental und von Nonnenburg sind aufgewühlt und stellenweise unkenntlich. In beiden Dörfern aber hat's nur die Dächer und die Fensterscheiben gekostet.

Diesen Notizen füge ich jene vom 9. Januar 1915 hinzu. Sie lautet:

Samstag, den 9. Januar 1915.

Seit Montag, den 4. Januar, fällt hiesiger Schulunterricht aus. Schüler und Schülerinnen flechten unter meiner Leitung, nachdem wir das Material im Walde zusammengesucht, Epheu- und Tannenzweige für die vier und fünfzig Kriegergräber, die unserer speziellen Pflege anvertraut sind. Es sind dies die grossen Massengräber von St. Léon, Blöcherplatz und Soldatenkopf und die Gräber von Wassersupp, Nonnenburg und Eigental, die insgesamt über achthundert Mann bergen. Der Walscheider Bann, zu dem Eigental, Nonnenburg und St. Léon, Blöcherplatz und Soldatenkopf gehören, soll zirka tausend Kriegern letzte Ruhestätte geworden sein. Es sind dies zur Hälfte Deutsche, zur Hälfte Franzosen.

Das Schwarzseidene

Von Therese Münch

Unruhig trippelte Mamsell Philomène in ihrer Wohnung hin und her. Es war Donnerstag und schulfrei. Gar still lag heute der grosse Schulhof da. Wohl schon zum zehnten Male schob Mamsell Philomène die Gardinen zurück und schaute hinunter auf die Strasse. Sie erwartete nämlich die Schneiderin aus der Stadt. In wenigen Wochen wurden es fünfundzwanzig Jahre, seitdem sie ihr Amt als Lehrerin ausübte, und dieser Tag sollte zu einer Feier in der Gemeinde werden. So einfach sich das Fräulein sonst auch trug, für diesen Tag hatte sie sich ein schwarzes Seidenkleid verschrieben, das erste «Seidene» in ihrem Leben. Man ging damals in Bürgerkreisen noch nicht um jede Kleinigkeit in Samt und Seide. Das war nur an hohen Tagen der Fall: zur Hochzeit, am Fronleichnam- und Patronsfest. Ein Brautkleid war für Mamsell Philomène nicht zugeschnitten worden. Doch ein Schwarzseidenes hatte sie sich für den Ehrentag ihres Silberjubiläums reserviert. Dort auf dem roten Plüschsofa liegt der schwere Seidenstoff. Ein Sonnenstrahl huscht darüber hin und malt goldene Reflexe auf das schimmernde Gewebe. Zärtlich streichelt Mamsell Philomène darüber hin und deckt behutsam das Fliesspapier darauf, damit es ja kein Stäubchen trübe. Da tönt die Flurklingel. Fräulein Oster, die Schneiderin aus der Stadt tritt herein. Bald liegen ein paar Modejournale auf dem Tisch zerstreut. Fräulein Oster rät zu diesem und jenem Modell, doch Mamsell Philomène entschliesst sich schwer. Nein, diese Mode! Sie hätte das Kleid doch lieber zur Lenel, der Universalschneiderin des Dorfes tragen sollen. Endlich hat man sich auf ein ziemlich zeitloses Façon geeinigt, und Fräulein Oster empfiehlt sich bis zur Anprobe.

Nun ist Philomène wieder allein. Sie hat einen Notizblock vor sich hingelegt und versucht, einige Gedanken zu Papier zu bringen. An ihrem Ehrentag wird man ihr gratulieren, sie feiern. Selbstverständlich wird sie dann auch in einigen wohlgesetzten Worten zu danken haben. Das muss überlegt sein; denn sie ist nicht gewohnt, eine Rede aus dem Stegreif zu halten. Sie hat überhaupt noch nie etwas aus dem Stegreif getan. Die Gedanken wogen über sie hin, doch das Blatt bleibt leer. Erinnerungen drängen auf sie ein und stürmen die Tür. Nun ist sie so allgemach ein «altes Fräulein» geworden. Alt, wenn man an die Jungen denkt, die schon in stattlichen Reihen hintenach kommen. Arbeitsfreudig ist sie jetzt erst recht. Und — ein wenig geschmeichelt ist ihre weibliche Eitelkeit doch — kam ja da noch vor nicht zu langer Zeit ein Heiratsantrag. Der verwitwete Postmeister des Ortes hatte ihr durch eine Vertrauensperson seine

Hand anbieten lassen. Er war noch ein stattlicher Mann und ein liebenswürdiger Charakter. Einen Moment lang war Philomène versucht anzunehmen: die gute Situation, ein Lebenskamerad, feines, altelsässisches Haus. Wie Sternschnuppen schiessen die Dinge an ihrem Geist vorüber. Nur einen Augenblick wägt sie ab. Dann ruft sie sich selber zu: Schäm dich vor dir selber, Philomène! Es ist doch nicht wie damals, als sie als junge Seminarabiturientin zur Vertretung des erkrankten Lehrers in einen kleinen Flecken kam. Der Lehrer hatte einen Sohn, der in Strassburg studierte und jeden Samstag abend nach Hause kam. Da Philomène Kost und Wohnung bei den Lehrersleuten hatte, sahen sich Paul und Philomène jede Woche, manchmal auch öfter, und es kam, wie es kommen musste: zwei junge Herzen standen in Flammen. Aber Frau Lehrer hatte andere Pläne für ihren studierenden Sohn im Kopfe. Sie erzählte der jungen Lehrerin in allen Tonarten, dass ihr Sohn nach Beendigung seiner Studien die reiche Laurence, des Bürgermeisters einzige Tochter heiraten werde. Das wäre längst abgemachte Sache. Wohl hätte Paul den Kampf aufgenommen. Philomène aber wollte keinen Zwiespalt in die Familie tragen. So zwang sie ihr klopfendes Herz zur Ruhe. Sie tat, als verstünde sie die Sprache der Liebe nicht, und es blieb bei ein paar Rosenknospen und einem Liebesgedicht. Bald darauf kam ihre Versetzung nach dem Orte, der bis heute ihr Wirkungskreis geblieben war. Nein, nein, wie damals war es nicht, und Philomène verkaufte nicht die Erstgeburt ihrer Liebe für ein Linsenmus. Die ganze Summe ihrer Lebens- und Liebeskraft trug sie in ihr Berufsleben hinein, und es war ihr geworden nach den Worten der Schrift: «Mehr Kinder hat die Verlassene, als die den Mann hat.»

Das Schwarzseidene war geboren, der grosse Tag angebrochen. Wie ein schimmerndes Tönnchen thront das rundliche Fräulein auf dem Ehrenplatz. Gerührt nimmt sie die Wünsche, die Blumen und Geschenke der Gratulanten entgegen und dankt in bewegten Worten. Beim anschliessenden Festessen steht sie tausend Aengste aus, es könnte ein ungeschicktes Servierfräulein die Suppe oder gar die fette Sauce auf ihr Sorgenkind ergiessen. Doch alles geht glücklich vorüber, und aufatmend vertauscht sie am Abend das Staatsgewand mit einem Hauskleide.

Sorglich verhüllt mit einer Tüllgardine hing das Schwarzseidene nun im Schrank. Nur am Lieberherrgottstag wurde es herausgeholt. Noch sehe ich die kleine Mamsell Philomène an der Spitze ihrer kleinen Schar in der Prozession gehen. Auf dem leichtergrauten Scheitel sitzt das Kapothütchen,

und bei jedem Schritt nickt die feine Reiheraigrette. Wir pietätloseren «Grossen» nannten das Schwarzseidene nur den Hofstaat. Meine Mutter aber, die an Mamsell Philomène eine vertraute Freundin gefunden hatte, verwies uns unsere losen Zungen. Sie wusste, was für ein tapferes Menschenkind das stille Fräulein war, und sie sagte, wir täten gut daran, uns an ihr ein Beispiel zu nehmen. Wenn später Briefe mit heimatlicher Dorfchronik mich erfreuten, da stand auch zuweilen eine Anspielung auf den Hofstaat darin. Einmal: bei der Installation unseres neuen Herrn Pfarrers prangte Mamsell Philomène im traditionellen Hofstaat. Und wieder: Der Hofstaat musste infolge neuer Ausdehnung seiner Besitzerin mit beiderseitigen Falten

erweitert werden. O böse Mädchenzungen! Eines Morgens aber wurde ich ans Telephon gerufen. Meine Freundin teilte mir mit, ich solle mich rüsten zur Beerdigung von Mamsell Philomène. Eine Operation mit tödlichem Ausgang. Wir alle, die einst zu ihren Füßen gesessen, möchten, wenn immer möglich der Guten das letzte Geleit geben. Ich fuhr nach Hause und kam gerade recht, sie noch einmal zu sehen. So friedlich lag sie da; sie schien jetzt auszuruhen. Weiter glitten meine Blicke an ihrer Gestalt hinab: das Schwarzseidene. Nun hatte es seinen Endzweck erreicht. Mamsell Philomène war in ihrem Galakleide zum himmlischen Hoffeste gezogen.

Sanct Auctor

Bischof von Metz 451

Wie das segelt und saust,
Wie es brandet und braust
Ueber Halden, Hänge und Hügel
Mit Hussa und Hoi Hopp,
In gestrecktem Galopp,
Verzerret den Zaum und die Zügel,

In Dunst und in Dampf,
Mit Gestöhn und Gestampf
Die rassigen Rosse, sie rasen.
Zu Tausenden gleich
Durchreiten das Reich
Die Gelben mit stupfigen Nasen.

Wo sie nah'n, ohn' Verzug
Flieht der Bauer vom Pflug.
Der Durst'ge flieht durstig vom Brunnen.
Denn Leichen und Leid
Und ein feurig Geschmeid
Bezeichnen die Strasse der Hunnen.

In Metz aber hat
Der Bischof der Stadt
Die Gläubigen um sich versammelt.
Den Krummstab zur Hand,
So halten wir stand,
Verriegelt das Tor und verrammelt.

Da nahet der Graus,
Attila voraus.
Wer wird um die Festung sich kümmern?
Schon liegt Wehr und Wall
Von dem schaurigen Schwall
Zertreten zu traurigen Trümmern.

Bald badet in Blut
Die brüllende Brut,
Umflackert von flimmernden Flammen.
Inmitten der Glut
Attila voll Wut
Beisst zornig die Zähne zusammen.

Ein Bollwerk noch ragt,
Das den Sieg ihm versagt:
Ein Tempel des christlichen Gottes.
Ein harmloser Hauf
Hemmt hier seinen Lauf
Und macht ihn zum Spielball des Spottes.

Doch endlich nun wankt
Das Tor, und es schwankt!
Im Hui treibt Attila den Shecken.
Da tritt in das Tor
Der Bischof Auctor,
Das Kreuz ihm entgegen zu strecken.

Fast rührt es die Stirn.
Attila im Hirn
Verspüret ein Blenden und Blitzen.
Er wendet den Gaul.
Die Hunnen, nicht faul,
Dem fliehenden Führer nach flitzen.

Rings alles verbrannt
Die Stadt und das Land
In Rauch und Ruinen zerfallen.
Gerettet allein
Aus schmackvoller Pein
Sanct Stephans geheiligte Hallen.

So, treu dem Gesetz,
Der Bischof von Metz
Verteidigt' als Hirt seine Herde.
Den Feind aber deckt
— Zu Boden gestreckt —
Bald drauf katalaunische Erde.

Es bleibt ewig wahr:
In Not und Gefahr
Ist's gut, auf die Heil'gen sich stützen.
Leih gnädig dein Ohr
Unser'm Fleh'n, Sanct Auctor,
Uns Haus, Herd und Heimat zu schützen!

P. Jacquemoth

Ausschau

Büchertisch

Jahrbuch des Geschichtsvereins für Stadt und Tal Münster, Band 8. Münster, Selbstverlag des Vereins, 1935, 153 S. mit mehreren Kunstdrucktafeln und Textbildern.

Auch dieses neue Jahrbuch gibt wieder ehrenvolles Zeugnis von dem opferfreudigen Arbeitseifer, der in dem von Dr. A. Wetzel und J. Matter betreuten Münsterer Geschichtsverein herrscht, und bekundet das tüchtige und erfolgreiche Schaffen seiner Mitglieder. Wir freuen uns, aus dem Jahresbericht das Vereinsleben in einem gesund aufblühenden und zu immer schöneren Hoffnungen berechtigenden Zustande zu sehen. Denselben Eindruck erhalten wir bei der Durcsicht der Beiträge in dem prächtig bebilderten Jahrbuch. Pierre Schmitt eröffnet den Band mit einer grösseren, bemerkenswerten Abhandlung über «Schweisbach. Le problème des origines de l'abbaye bénédictine de Munster — La chapelle — La métairie». Dr. J. M. Bopp behandelt die protestantischen Pfarrer und Theologen des Münstertales in alter und neuer Zeit. Seine Abhandlung ist eine wahre Fundgrube für die Gelehrten- und Familiengeschichte des Tales. Eine treffliche Arbeit über «Die Arbeiter der Münsterer Indiennefabrik im Jahre 1796» und unbekanntes Quellenmaterial zur Verfassungsgeschichte von Stadt und Tal Münster veröffentlicht J. Matter, einen Nachtrag zum summarischen Inventar des alten Archivs von Stadt und Tal Münster steuert Ad. Emig bei. Möge bald wieder ein neues Jahrbuch der Wissenschaft und weiteren heimatgeschichtlich interessierten Kreisen solche Gabe spenden!

Archiv für elsässische Kirchengeschichte, 10. Jahrgang, hsg. von Archivdirektor J. Brauner Strassburg, Selbstverlag der Gesellschaft für elsässische Kirchengeschichte 1935, 431 S.

In der Reihe der elsässischen Geschichtsliteratur behauptet Brauners «Archiv für elsässische Kirchengeschichte» seit zehn Jahren einen unbestrittenen Ehrenplatz. Ein Stab von tüchtigen Mitarbeitern, deren reiches Wissen, methodische Schulung und treffliche Darstellungsgabe von der massgebenden Fachkritik immer wieder anerkennend hervorgehoben worden ist, ermöglichte es dem sachkundigen und regsamen Herausgeber, bisher in einer stolzen Reihe von zehn stattlichen Archibänden die heimatliche Kirchengeschichte in vielseitigem Umfang mit tiefschürfenden Beiträgen durch grundlegende und wichtige neue Erkenntnisse zu fördern, sodass jedes andere Bistum unser Heimatland darob beneiden kann. Der neue Band enthält grössere, sehr wichtige Abhandlungen aus der trefflichen und unermüdlichen Feder von Dr. L. Pfleger: Die rechtlichen Beziehungen der Diözese Strassburg zur Mainzer Metropolitankirche; der Kult St. Leos IX. im Elsass und die Textwiedergabe einer bisher unbekanntenen Predigt Geilers «Von den 15 Aest», ferner mehrere kleinere Beiträge von demselben Verfasser: Der Absolutionswein für neugetaufte Kinder im Bistum Basel; Rechnungen über Schreibutensilien für die bischöflich-strassburgische Kanzlei aus den Jahren 1494 und 1541; Eines Sigristen Eid zu Dossenheim

vom Jahre 1481; Die Bestallungsurkunde des Strassburger Generalvikars Jakob Han aus dem Jahre 1507; Das Urteil eines deutschen Protestanten über den Kardinal Rohan, den letzten Fürstbischof von Strassburg. Wertvolle Förderung auf dem bislang wenig beachteten Gebiete der elsässischen Reliquienforschung verdanken wir einem gehaltvollen Beitrag von Dr. M. Barth (Reliquien aus elsässischen Kirchen und Klöstern). P. Paulus Volk O.S.B. steuert eine ausgezeichnete Studie bei über die Strassburger Benediktinerabteien im Bursfelder Kongregationsverband 1481—1624. Sehr verdienstvoll ist Florenz Landmanns tiefgründig gearbeitete Abhandlung über Thomas Murner als Prediger, ebenso Alfred Pflegers fesselnde Studie zur religiösen Volkskunde (Rossweihe und Tierpatronate im Elsass). Dankenswerte Ergänzungen lieferte hierzu J. Brauner (Kirchliche Tiersegnungen in elsässischen Ritualien). Dr. Ch. Wittmer schrieb dem aus dem Elsass stammenden, früh verschiedenen Schweizer Bibliothekar und Universitätsprofessor Abbé Dr. Charles Holder ein warmempfundenes Gedenkblatt. Aus der Zahl der kleineren Beiträge heben wir hervor die Arbeiten von P. Archangelus Sieffert (Staatliche Vorzensur des «Ordo divini officii» — «Maria Gehör» bei Weiler-Weissenburg), E. Karleskind (Zur Geschichte des Johanniterspitals in Rheinau), J. Gabler (Geiler von Kaysersberg und Charitas Pirkheimer), L. Ehret (Stiftung einer Rosenkranzandacht in Gebweiler 1678—1696 — Stiftung der Todesangst Christi in Gebweiler 1704) und von H. Oster (Ein Verzeichnis der Kirchenplätze und des Stiftsklerus der Kollegiatkirche Alt St.-Peter zu Strassburg 1598).

Jahrbuch des Sundgau-Vereins, Band 3. Mülhausen, im Selbstverlag des Vereins, 1935, 191 Seiten mit zahlreichen Illustrationen.

Das Wachsen und Gedeihen dieses jungen Geschichtsvereins, der unter der Leitung von Generalrat Dr. Walch und Professor Paul Stintzi steht, ist erstaunlich. Im Laufe des letzten Geschäftsjahrs ist die Zahl der Mitglieder von 360 auf 625 gestiegen! Nichts vermag besser Zeugnis zu geben von der Einschlagskraft dieses heimatkundlichen Unternehmens. Der vorliegende Jahrbuchband zeugt von der Festigung und inneren Kraftentfaltung des Vereins und seinem jungfrischen, heimatlieben wissenschaftlichen Leben Blatt für Blatt. Der rührige Schriftführer und Kassenwart des Vereins, P. Stintzi, ist mit mehreren Beiträgen vertreten: Blütenfahrt durch den Sundgau — In memoriam: Theobald Walter — Aus der Geschichte von Oberlurg — Die Reich von Reichenstein. Recht dankenswert ist der lehrreiche, solid gearbeitete geschichtliche Ueberblick über den «Sundgau im Laufe der Jahrhunderte» von L. Freyther. Ferner seien erwähnt die gediegenen Abhandlungen von J. Kroell (Le procès de Pierre de Hagenbach), A. Vischer (Die Wartkapelle bei Winkel), H. Aby (Das Anniversarienbuch der Pfarrei Leimen), E. Mangold (Aus Frönings Vergangenheit), H. Leitermann (Die Altäre zu Volkenberg), J. Knecht (Vom abgegangenen Dorf Willer bei Tagolsheim), J. Engelberger (Das Jubiläum der Largetalbahn).

Interessant sind auch die kleineren Beiträge, wo von ehemaligen Kriegsoffizieren, von der berühmten Sängerin Rachel Felix aus Hirsingen, von der Theoduls-Reliquie in Blotzheim, von der barocken Bautätigkeit des Deutsch-

ritterordens, vom Jurakloster Bellelay u. a. m. die Rede ist. Alles in allem: eine sehr erfreuliche, gediegene und verdienstvolle Leistung auf dem Gebiete elsässischer Lokalgeschichte!
Dr. J. L.

Vogesenwanderungen

Metzeral - Sondernach - Ferme Lechterwann - Oberlauchenjoch - Schnepfenriedwasen - Metzeral

Gehzeit: 6 $\frac{1}{2}$ Std.

a) Metzeral - Ferme Lechterwann. 2 $\frac{1}{4}$ Std.

Vom Bahnhof geradeaus und bald beim «Restaurant du Pont» links. Nach einigen Schritten beim «Hôtel au Soleil d'or» geradeaus. Nach 25 Min. bei der Mairie von *Sondernach* Strasse rechts durch den Ort. Nach 10 Min. bei Teilung ausserhalb des Ortes Strasse links im Tal aufwärts. Nach 4 Min. bei Teilung links am Forsthaus *Boulangier* vorbei. Nach 8 Min. bei Teilung Fahrweg links. Markierung: gelbes Dreieck. Bald bei Teilung rechts aufwärts in den Wald. Nach 5 Min. Pfad links aufwärts. Nach 10 Min. bei Pfadteilung links. Nach 15 Min. Fahrweg rechts aufwärts. Nach 3 Min. Pfad links. Nach 10 Min. bei Pfadteilung links aufwärts. Nach 15 Min. Fahrweg links aufwärts. (Geradeaus Pfad und «gelbes Dreieck» direkt zum Monument *Sidi Brahim*.) Nach 8 Min. bei Wegeteilung links aufwärts. Nach 7 Min. Weg kreuzen. Schöner Blick auf Metzeral, Sondernach und Hohneck. In 15 Min. an der *Ferme Lechterwann*. Wirtschaft.

b) Lechterwann - Schnepfenriedwasen. 3 Std.

Denselben Weg 2 Min. zurück, dann links Pfad aufwärts. Nach 10 Min. bei Teilung links aufwärts. Nach 8 Min. bei Pfadteilung links. (Wiedervereinigung mit dem Weg «gelbes Dreieck».) Nach einigen Schritten Pfad

links aufwärts in 5 Min. zum *Monument Sidi Brahim*. Wieder abwärts auf den verlassenem Weg (2 Min) und demselben links aufwärts folgen. In 15 Min. bei der zerstörten *Ferme Langenfeld* links über die Matte aufwärts in 10 Min. auf den Gebirgskamm. Hier dem Höhenpfad rechts folgen. Markierung: «gelber Punkt auf rotem Grund». In 20 Min. auf dem *Spitzkopf*. Höhe: 1279 m. Prächtiger Aussichtspunkt. Hier abwärts in den *Klinzkopfsattel*. Nun Pfad geradeaus um den *Klinzkopf*. Nach 25 Min. Fahrweg kreuzen und abwärts in 2 Min. in den *Oberlauchensattel*. Prächtige Aussicht. Nun links auf den Fahrweg und demselben rechts auf der Höhe folgen. (Links abwärts zum *Lauchensee*.) Nach 15 Min. auf der *Breitfirst*, Strasse rechts etwas abwärts. Berg zur Rechten. Nach 15 Min. bei der *Refuge du Nonnel* Strasse links abwärts. Nach 10 Min. bei Teilung links und bald bei nochmaliger Teilung wieder links. In 5 Min. an der *Widenbach*. Nach 2 Min. Pfad rechts aufwärts in 25 Min. zur *Ferme Restaurant Schnepfenried*.

c) Schnepfenried - Metzeral. 1 $\frac{1}{4}$ Std.

Bei der *Ferme* links über die Matte etwas abwärts. Markierung: gelber Punkt auf rotem Grund. Nach 20 Min. am *Anlasswasen* bei Pfadteilung rechts abwärts. (Links abwärts nach *Mittlach*.) Nach 5 Min. bei Pfadteilung links abwärts. Nach 20 Min. Fahrweg links aufwärts und bald rechts Pfad abwärts. Nach 12 Min. Fahrweg links und bald rechts Pfad abwärts in 10 Min. in *Metzeral* und links in 5 Min. zum *Bahnhof*.

Alfred Gaessler.

